

Ismael Fischmord

Unerhört!

Theken- Themen-Texte



Thekentexte 2006-2007

EDITION  OCTOPUS

Impressum

Ismael Fischmord »Unerhört«

© 2007 der vorliegenden Ausgabe: Edition Octopus

Die Edition Octopus erscheint im

Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat OHG Münster

www.edition-octopus.de

© 2007 Ismael Fischmord

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Fischmord

Umschlag: Fischmord

Lektorat: R.Beck

Druck und Bindung: MV-Verlag

<http://www.fischmord.com>

Renate gebührt großer Dank ob des kritischen Blickes, des Überblickes und der Präzision der Worte. Wieder einmal blieb kein Komma trocken. Was wäre dieses Buch nur ohne dich?

Für Hilke!

Inhaltsverzeichnis

Initiation.....	9
Wiedersehen.....	19
Auftakt.....	32
Hartz IV oder Tisch drei?.....	37
Auswärtsspiel.....	40
PISA und WM.....	44
Beratungsstunde bei der Bundesagentur.....	48
Der Tag der deutschen Reinheit.....	52
Ein Märchen aus dem Land der Papiere.....	57
Das letzte berauschende Fest.....	61
Ich hatte einen Diner am Fuße einer Nordmantanne.....	64
Eine Betrachtung der Schönheit.....	78
Männerfantasien.....	87
Endlich Raucher.....	91
Interview mit einem Raucher.....	95
Der Makler.....	100
Interview mit einem Modedesigner.....	111
Das Schachspiel.....	117
Annahmen.....	125
Als ich eine Revolution anzustiften trachtete.....	128
Der Modeberater.....	131
Traurig, traurig König Fußball.....	138

Von der Unmöglichkeit gemein zu werden.....	140
Die Kreuzigung.....	147
Rituelle Reinigung.....	155
EU-Westerweiterung	160
Drei Dinge, die ich auf dem Gipfel sagen wollte.....	165

Liebes Buch!

Schön leer bist du. Mir geht es gut. Jetzt geht's los.

Eine kleine Schrift für einen Menschen und eine viel zu kleine für die kurzichtige Menschheit.

In diesem Buch stehen Texte, die für thematisch sehr unterschiedliche »Ableser«-Abende in der 1/4 Bar in Köln geschrieben wurden. Dort, an Ort und Stelle, wurden sie hingetragen und auf dem legendären Ledersofa vorgetragen, gegen andere ausgetragen und vom Publikum ertragen. Sie haben also bereits ihren Nutzen bewiesen.

Diese Texte können dazu verwendet werden, ein Kaleidoskop des Denkens einer ganzen Generation nicht betrachten zu müssen. Wenn Sie also genau das nicht suchen, das Nicht-80er-Jahre-Buch, das Nicht-90er-Jahre-Buch, die Nicht-Generation-Leder-oder-Cordsofa-Lektüre, dann sind Sie hier richtig.

Zudem können diese Aufzeichnungen in ca. 1.500 Jahren bei Ausgrabungen gerne ausgegraben werden und den Archäologen die folgenden Fragen völlig unzureichend beantworten:

»Wie haben sich die Menschen damals nur verlebt, und wer wurde nochmal Fußballweltmeister?«

Das sind doch die dringend zu klärende Fragen einer fernen Zeit.

So viel sei den Neugierigen der zukünftigen Epoche schon verraten - es war unter anderem die Zeit der großen Kinoerfolge mit Filmen, die es vorher auch schon gab, nur in besser, so wie es auch die Zeit der Musik war, die es vorher auch schon gab, nur in besser. Hier eine verdeckte Anspielung in Form eines rätselhaften Gedichtes, an dessen Lösung und Deutung einige Promotionen scheitern werden.

Kassenknüller zur Weihnachtszeit 2005

*King Köngchen Klingelingeling
King Köngchen King
Öffnet Kino Türen
lasst die Frauen entführen
zeigt uns große Affen
und Menschen mit Waffen
King Köngchen Klingelingeling
King Köngchen King*

Initiation

Es war ein lauer Sommer, irgendwann in den frühen 80er Jahren. Einer dieser Sommer, die man normalerweise vergisst, weil sie so oder ähnlich immer stattgefunden hatten, all die Jahre zuvor. Ein Sommer, in dem man nach der Schule im See schwimmen ging, das Geld zählte, um sich am Freibad Fritten zu kaufen und den Mädchen nachschaute. Kurz, ein völlig normaler öder Jugendsommer eines völlig normalen und öden Jugendlichen.

Routiniert hatte ich am Morgen wie üblich meine Schamhaare gezählt und meinen Adamsapfel vermessen. Ich wollte wissen, ob sich seit der letzten Woche etwas verändert hatte und ich ein Stückchen näher an das Erwachsenenalter herangerückt war. Die Anzahl der Schamhaare und die Größe des Adamsapfels schienen mir dafür aussagekräftige Indizien zu sein. Ich machte mich auf den Weg zu Jochen, der gut drei Jahre älter war als ich und der sich dennoch gut mit mir verstand. Vielleicht, weil ich an seinen Lippen klebte, wenn er etwas erzählte, vielleicht aber auch, weil er

mich wirklich nett fand. Ich wusste es nicht und es war mir auch egal.

Die Sonne schien und ging mir auf die Nerven. Dieser Tag würde genauso enden wie alle bisherigen in meinem Leben, wenn ich nichts dagegen unternehmen würde, dachte ich noch auf dem Weg zu ihm und fasste einen Entschluss.

Ich traf ihn im Garten an. Jochen lag auf einer Liege und hörte Musik. Er besaß einen Walkman, den ersten Walkman überhaupt, also den Walkman, der nur so hieß, aber noch genauso groß war wie ein Transistorradio. Er zog sich die orangefarbenen Kopfhörer von den Ohren, als er mich sah und winkte.

»Jochen, ich habe die Nase voll. Ich will ein Mann werden, so wie du. Ich habe 4.256 Schamhaare und mein Halsumfang ist innerhalb der letzten Woche beachtlich gewachsen. Meine Stimme wird dunkel. Ich finde, das reicht«, polterte ich los.

Jochen lachte, dann schien er zu überlegen, ehe er zur Antwort ansetzte. »*Und du denkst, man beschließt es einfach so, das Mannsein?*«, fragte er.

»Ist mir egal, ich habe es beschlossen. Mir reicht es!«, antwortete ich.

In Erwartung einer großen Fragestunde zum Thema Frauenerfahrung und erstem Geschlechtsverkehr hatte ich mir auf dem Weg zu Jochen ein paar Argumente

zurecht gelegt, warum es in meinem besonderen Falle ausreichen müsste, dass ich mit Sylvia auf dem Bolzplatz hinter dem Tor Küssen mit Zunge geübt und währenddessen an Marion gedacht hatte. Das schien mir ziemlich männlich zu sein, das Küssen der Einen und dabei an eine andere zu denken. Aber das war ein anderes Thema. Und genau dieses Thema kam erstaunlicherweise nicht zur Sprache.

»Kennst du dich mit der Kultur der Indianer aus?«, fragte mich Jochen und kopfschüttelnd stand ich vor ihm. »Indianerjungen beschließen nicht, Männer zu werden, sie werden geprüft, ob sie Männer sind. Dazu müssen sie Aufgaben erfüllen und ihren Mut beweisen. Bei einem Stamm müssen sie drei Tage alleine im Urwald überleben. Bei anderen Stämmen müssen die Jungen sich mit einer Liane um das Bein gewickelt von einem hölzernen Turm werfen und so beweisen, wie mutig sie sind.«

Das klang zwar ziemlich bescheuert, aber irgendwie auch interessant, wie ich fand. Jedenfalls war ich froh, nicht von meinen erotischen Vorerfahrungen auf dem Bolzplatz berichten zu müssen. Aber ein hölzernes Gerüst oder ein in der Nähe liegender Urwald fielen mir auf die Schnelle nicht ein. »Über die Autobahn rennen, so etwas meinst du?«, fragte ich, aber Jochen schüttelte nur den Kopf.

»Nein, das ist was für Idioten, Kinder oder komische Indianer. Es gibt in Wahrheit nur eine Möglichkeit, ein Mann zu werden«, sagte Jochen.

Hätte er in diesem Moment aufgehört zu sprechen, hätte er das Trommeln meines Herzens hören können. Meine Nervenzellen schossen mit allem, was sie hatten, und Bilder, Gerüche und Emotionen kreuzten in einer psychodelischen Collage mein Bewusstsein. Ich würde heute noch ein Mann werden, ich würde irgend-ein Klettergerüst runter springen oder drei Tage ohne Kiosk überleben müssen, aber ich würde ein Mann werden und Jochen wusste wie. Ich war bereit.

»Du musst Fußballfan werden«, sagte Jochen und ein Klettergerüst fiel vor meinem inneren Auge in einem Wölkchen aus Staub zusammen.

»Etwas anderes gibt es nicht. Nichts anderes zählt. Nur dann bist du ein Mann. Vergiss den ganzen anderen Scheiß, den man sich erzählt – du musst Fußballfan werden.« Ich dachte nach und war froh, keine drei Tage ohne meinen Kiosk überleben zu müssen. Es schien mir recht einfach zu sein, auf diese Art ein Mann zu werden. »Gut, dann bin ich eben für Gladbach«, sagte ich, denn ein gebürtiger Niederrheiner hat keine andere Wahl. Ich hatte es mir schwieriger vorgestellt, ein Mann zu werden. Einmal »Gladbach« sagen und für immer Mann sein, das war schon in Ordnung.

An der Reaktion von Jochen merkte ich, dass etwas an meiner Antwort falsch gewesen sein musste. Vielleicht die Mannschaft? Jochen war Dortmund-Fan. Nicht irgendeiner, er war *der* Dortmund-Fan. In einem Artikel unserer Schülerzeitung hatte er geschrieben, er würde Rüdiger Abramczik sogar seine linke Niere als Spende anbieten. Rüdiger Abramczik erfreute sich glücklicherweise bester Gesundheit und Torlaune und machte davon keinen Gebrauch. Jochen behielt seine Niere. Er hat, glaube ich, bis heute noch beide. Ein Jahr später ging Abramczik zu Nürnberg und Jochen hätte seine Nierenspende bitter bereut.

»Man kann eine Mannschaft wählen«, sagte Jochen, »das ist schon in Ordnung und bleibt dir überlassen. Aber man kann sich nicht einfach entscheiden, ein Fan zu werden. Man muss von anderen Fans aufgenommen werden. Das ist der Punkt. Es ist wie bei den Indianern. Die anderen Männer entscheiden darüber, ob du ein Mann bist oder nicht. Bei uns müssen andere Fans darüber entscheiden, ob du ein Fan bist. Es kommen Prüfungen auf dich zu. Ich rufe Kalle und Paul an. Wir treffen uns um 17:00 Uhr auf dem Bolzplatz. Ich muss Vorbereitungen treffen.«

Mit einer Handbewegung entließ er mich und ich verbrachte den frühen Nachmittag bei sengender Hitze voller Ungewissheit.

Kalle und Paul, das verhiß nichts Gutes. Kalle oder Paul wären schon schlimm genug gewesen, aber die siamesischen Zwillinge des Fanblocks, »das kann böse enden«, dachte ich. Schließlich waren beide in der Siedlung bekannt – nicht zuletzt weil sie Jeanskuten mit Aufnähern von Borussia Dortmund trugen und Andersdenkenden, zum Beispiel Freunden der rhythmischen Sportgymnastik, gerne mal ein BVB mit einem Edding-Stift auf den Pollunder malten. Das hatte ihnen unter den Eltern nicht nur Freunde, sondern eher einen schlechten Ruf eingebracht. Kalle und Paul waren auf der Liste der möglichen Schwiegersöhne deswegen eindeutig auf einem Abstiegsplatz.

Eine halbe Stunde zu früh traf ich am Bolzplatz ein und ging unruhig auf und ab, den Blick auf die Straße gerichtet, auf der irgendwann die drei Hercules-Mopeds mit durchbohrtem Auspuff ihr Ankommen ankündigten.

Über das, was dann folgte, habe ich bisher selten gesprochen und ich erinnere mich nicht gerne daran. Folgendes weiß ich aber noch genau und es kommt mir vor, als wäre es gestern gewesen:

Wir gingen gemeinsam zum Mittelpunkt des Bolzplatzes und knieten uns hin. Jochen zermörserte Paprikachips in einer Schale und auf einer Fahne wurden aus den Krümeln zwei Linien gezogen, die ich dann durch

eine gerollte Eintrittskarte von »Duisburg gegen Köln« tief durch die Nase aufsaugen musste. Natürlich war ein furchtbares Niesen die Folge, denn meine jugendliche Nase war keinerlei Wirkstoffe, gleich welcher Art, gewöhnt. Anschließend sollte ich Bier aus einer Faxedose trinken, die am unteren Dosenrand ein Loch aufwies. Ich setzte meinen Mund an jene, mit dem Zündschlüssel von Pauls Hercules-Moped gebohrte Öffnung und Kalle entfernte unter einem lauten Zischen den oberen Verschluss in dem Moment, als die Dose in einem rechten Winkel zu meinem Gesicht stand. Exakt ein Liter Bier suchte sich in ziemlich genau einer Sekunde einen passenden Weg aus der Dose heraus und in meinen Körper hinein. Ich bemühte mich darum, meinen Schluckreflex außer Gefecht zu setzen und das Bier komplett in den Magen durchzulassen, aber es gelang mir nicht. Ich schluckte doch irgendwann und der Bierfluss geriet ins Stocken, bildete irgendwo tief in meinem Hals einen Strudel und suchte sich einen anderen Ausgang. Der ungetrunkene Rest Faxebier reinigte meine Nase und spülte die Paprikakrümelreste auf das Deutschland-Trikot, das man mir angezogen hatte. Weiteres Niesen setzte ein, diesmal war es dem Bier geschuldet. Bierniesen ist aber nicht so heftig und unangenehm wie Paprikachipsniesen, das lernte ich an diesem Nachmittag.

Trotzdem glaubte ich zu ersticken, aber ich war zäher als ich es selbst von mir gedacht hätte und irgendwann bekam ich sogar wieder Luft. Die benötigte ich auch dringend, denn es folgte eine Reihe von Gesängen, die ich so laut ich konnte zu wiederholen hatte. Dann musste ich Fangesänge improvisieren.

Kalle sang eine Melodie und ich musste spontan einen Text dazu dichten. Zum Beispiel sang Kalle »Vamos a la Playa« und mir blieben kaum zehn Sekunden, um daraus ein improvisiertes »Ihr seid zweite Liga, oh oho oho« zu machen. Das war nicht sehr gut, aber auch nicht schlechter als das, was man normalerweise in den Stadien zu hören bekommt. Ich hatte bestanden und Paul drückte seine Anerkennung aus.

Was dann folgte, ließ mich für einen Moment daran zweifeln, ob es ein guter Tag oder der richtige Tag gewesen war, um ein Mann zu werden. Ich hatte bislang alles ganz gut überstanden, aber nun zog Jochen ein Bild von Jupp Derwall aus seiner Umhängetasche. Ich musste das Bild mit den Lippen berühren und anschließend einen Eid nachsprechen und alle Strophen der deutschen Nationalhymne singen. Nie wieder in meinem Leben bin ich mir so blöde vorgekommen wie in diesem Augenblick, mit meinen Lippen auf dem großen Kicker-Sonderbeilagen-Bild von Jupp Derwall und der linken erhobenen Faust, irgendwelche

Treuschwüre vor mich hinbrabbelnd. Aber ich war schon so weit gegangen, nun konnte ich nicht mehr umkehren, das war klar.

Dann fragte mich Paul, ob der Elfmeter im WM-Endspiel gegen Argentinien berechtigt gewesen sei. »Natürlich«, sagte ich und trumpfte damit auf, dass ich sogar wusste, dass Andi Breme ihn verwandelt hatte. Die Punkte gingen auf mein Konto und wurden von Jochen auf seiner gelben Karte notiert.

Abschließend atmete ich dreimal hintereinander mehrfach schnell ein und aus und Kalle umklammerte mich fest von hinten und drückte mir den Brustkorb ein. Ich sank zu Boden und wachte wenig später, eingewickelt in eine Deutschlandfahne, wieder auf.

Jochen, Kalle und Paul standen um mich herum und johlten, piffen und klatschten, als ich die Augen wieder aufschlug. Sie halfen mir auf die Beine, klopfen mir kameradschaftlich auf den Rücken. Jochen zog seine gelbe Karte hervor und sagte, ich hätte 7 von 11 Punkten erreicht, das sei ein gutes Ergebnis und würde in jedem Falle genügen. Nur mit dem Bier müsste ich noch üben. Kalle trug mich anschließend auf seinen Schultern in einer Ehrenrunde über den Bolzplatz. »Aufgenommen, aufgenommen«, schrie er dabei, und ich strahlte und streckte meine geballte rechte Faust einer imaginären Zuschauermenge auf den Rängen entge-

gen. Gerne wäre ich vor Freude über eine Bandenwerbung gesprungen, aber auf unserem Bolzplatz gab es keine Bandenwerbung.

Leicht gewesen war es nicht – das kann ich sagen. Eine Mischung aus Kommunion und Äquatortaufe – beides auch nicht einfach zu überstehen. Aber rückblickend war es doch einer der glücklichsten Tage meines Lebens; der Tag, an dem ich zum Mann wurde.

Wiedersehen

Nein, so hatte sich Paul das Wiedersehen wirklich nicht vorgestellt. Nicht nach all den Jahren, nicht, nachdem er viele von ihnen in Erinnerung behalten hatte.

In einer guten Erinnerung sogar. Aber er wusste, dass Erinnerungen sich reziprok zum eigenen Spiegelbild verhielten. Sie werden mit zunehmendem Alter schöner. Deshalb war er sich keineswegs sicher, ob sich irgendetwas so zugetragen hatte, wie er dachte, dass es sich zugetragen hatte. Das war der eigentliche Grund, warum er sich auf den Weg gemacht hatte. Er wollte schauen, ob er seinen Erinnerungen trauen konnte oder ob es zukünftig für ihn nur die Möglichkeit gab, Tagebuch zu führen, wenn er anderen authentisch darüber berichten wollte, was in den letzten Jahren so passiert war. Und er fand es schrecklich, die Vorstellung, wie ein sentimentaler Greis oder ein junges Mädchen Tagebuch führen zu müssen.

In Vorbereitung auf seine ehemaligen Mitschüler und ihre Geschichten hatte er Briefe gelesen, die er zu dieser Zeit zugeschickt bekommen und die er in einer kleinen Schachtel verstaut hatte. Damals hatte er sie vor den neugierigen Blicken seiner Mutter versteckt, ständig am Körper mit sich herum getragen und später unachtsam, nur mit einem Gummiband zusammengehalten, auf den Speicher gelegt. Sie hatten keine Bedeutung mehr für ihn gehabt. Viele Jahre lang waren sie einfach alte Briefe auf einem verstaubten Speicher. Mit dem Lesen der Briefe kamen langsam auch die Bilder wieder.

Es waren eingefrorene Bilder von Gesichtern, immer im gleichen Alter. Wächsernd durchscheinende, unwirkliche Gesichter. Gerade so, als ob er seine gesamte verunglückte Schulklasse nach Jahren aus dem Eis eines Gletschers barg, wo sie vor zwanzig Jahren abgestürzt waren. Er begann mit den Ausgrabungen. Er hatte nicht locker gelassen, eine Expedition organisiert, auf der drei Sherpas im Schnee zurückblieben, ein Maultier abstürzte und als der Proviant schon zu Ende zu gehen drohte, entdeckte er sie alle, tief in einer Spalte, an ihren Pulten sitzend, in der gleichen Sitzordnung wie in der Klasse mit dem Fenster, das den Blick zum Hof frei gab, auf dem immer irgend welche lärmenden Kinder miteinander balgten. Alle waren sie tief im Eis

vergraben und konserviert worden, zeitlos, sogar die Blagen auf dem Schulhof.

Die Gesichter, die sich ihm bei den Ausgrabungen zeigten, waren untrennbar verbunden mit gemeinsamen Abenden, mit Parties, Trunkenheit, verstolenen Berührungen und ersten Begegnungen mit damals noch aufregenden Körpern.

Erwartungsvoll war er hin gefahren. Nicht aufgeregt, nur eben erwartungsvoll.

Als er auf den Parkplatz bog und erste Personen von hinten erblickte, wusste er, dass es ein Fehler gewesen war. Einer dieser Art, dessen Wuchern er noch hätte verhindern können, wenn er den Zündschlüssel einfach umgedreht und wieder weggefahren wäre. Niemand hatte ihn bislang begrüßt, niemand hatte ihn erkannt, ihm den Arm um die Schulter gelegt und dann traurig drein geschaut, weil die Freude ein so einseitiges Erlebnis war. Er hatte seine Chance.

Aber er blieb hart gegen sich, gegen die Bilder und gegen die ganze Vergangenheit. Die Neugier über die Leistungsfähigkeit seines Erinnerungsspeichers irgendwo auf einer der Furchen seiner Großhirnrinde war größer als die Furcht vor dem, was er nun wusste erleben zu müssen.

Er trat durch die Türe in den Raum ein, der vor vielen Jahren noch einem alten Bunker geglichen hatte und

Platz für Träume, traumunterstützende Wirkstoffe und dunkle Ecken geboten hatte. In der Zwischenzeit hatte man einen Holzfußboden verlegt, Fototapete verklebt und eine komplette Holzvertäfelte Theke, wie er sie aus den alten Vereinsheimen kannte, an die Längsseite gebaut. Sogar Tische und Stühle hatte jemand hineingestellt. Kurz, man hatte dem Partyraum die Seele geklaut, ihn an einen Heimwerker verkauft und die Gemütlichkeit dem dunklen Grafen überlassen, der kein Lachen mehr in seinen Räumen duldete. Zum Tausch hatte dieser seine gesamte Kreativität in das Erfinden von Bierpreisen investiert.

Von Minute zu Minute wurde es nun voller. Manchmal kamen Pärchen, dann ganze Gruppen von Personen, die sich anscheinend schon vorher irgendwo getroffen hatten. Wahrscheinlich, um schon zusammen zu essen. Einige kannte er vom Ansehen, die meisten aber erkannte er nicht wieder. Viele umgab ein schwarzes Loch, in das die Zeit gefallen war. Das heißt, sie waren alterslos, so wie früher. Er hätte nicht sagen können, ob es damalige Schüler oder damalige Lehrer waren.

Paul unterhielt sich flüchtig zwei drei Sätze mit Leuten, die er nicht wirklich in Erinnerung behalten hatte, spuckte Sprachreste in den Raum wie: »Ja und was machst du denn so, außer immer kleinere Brötchen zu backen?« und bekam von drei Menschen, die er aus

lauter Vorsicht heraus duzte, zu hören, dass sie glücklich geschieden seien.

Bei einem seiner Gesprächsfetzerträger stellte sich später heraus, dass er gar nicht auf die Party gehörte, sondern nur das Bier geliefert hatte. Paul fand, dass er noch der Vernünftigste seiner bisherigen Unterhalter war. Vielleicht, weil er sich eben nicht so offenkundig freute ihn wieder zu sehen, was im Nachhinein damit zu erklären war, dass er ihn vorher ja gar nicht kannte und er ihn somit nicht wieder, sondern überhaupt erstmals sah. Ersten Begegnungen wohnt ein anderer Zauber inne als im Wiedersehen. Vor allem aber mochte er ihn, weil er einfach ruhig neben ihm stand und in Ruhe sein Bier trank.

Paul hatte mit dem Bierkutscher ähnlich wenig gemeinsam wie mit dem Stufensprecher und er begann sich dafür zu verfluchen, dass er in einem schwachen und sentimentalsten Moment nachgegeben hatte, der ihn den Zündschlüssel zu seinem Wagen hatte umdrehen lassen. »Zuhause ist es doch am schönsten. Zuhause ist es doch am schönsten. Zuhause ist es doch am schönsten«, murmelte er in einer ostinaten rhythmischen Abfolge vor sich hin. Wieso nur war ihm dieser voller Weisheit steckende Spruch nicht vorher eingefallen. Nur, weil er nicht von einem dauerlächelnden Dalai Lama ausgesprochen worden war?

Bevor der Abend richtig begonnen hatte, war sein Ende für Paul schon erreicht. »Eine WM ist alle vier Jahre, ein zwanzig jähriges Abiturtreffen zum Glück nur einmal - es kommt nie nie mehr wieder«, versuchte er sich Mut zu machen und Durchhalteparolen in sein Inneres zu schreien. Er drehte sich in der Hoffnung um, dass ihn vielleicht wirklich noch niemand aus seiner alten Clique gesehen hatte, tastete nach seinen Autoschlüsseln in der linken Hosentasche und kontrollierte mit einem Griff an seine Brusttasche, dass sein Navigationssystem im Jackett steckte, aber weiter kam er mit dem Rückzug nicht.

Man hatte ihn erkannt. Nicht Mann. Jens hatte ihn erblickt, kam mit seinem massigen Körper auf ihn zuge-schaukelt und spulte mit den Händen einen Bewegungslauf vor seinen Augen ab, den er seit gut zwanzig Jahren nicht mehr gesehen und auch nicht wirklich vermisst hatte. »Mensch Alter...« Jens sagte wirklich »Mensch Alter« zu ihm. Unfassbar. Jetzt fehlte noch Bony M. im Hintergrund und er hätte ein Schwert gezogen. Er dachte an seinen letzten Auszug der Rentenversicherung und fühlte sich unendlich alt, ganz alt, Mensch alter. Er quälte sich ein Lächeln ins Gesicht und entgegnete: »Ja, ja Jens, is ja schon gut.«
»Und? Wie geht's dir, was machst du so?«

»Mir geht's ganz gut aber ich bin heute Abend auf einem zwanzig jährigen Abiturtreffen eingeladen in einem Bunker, der leider kein Bunker mehr ist, sondern eine Augsburger Puppenkiste. Das mache ich heute, glaube ich. Sonst hätte ich mich gerne länger mit dir unterhalten. Also ich mach mich dann mal auf den Weg. Mach's gut.«

»Hab, immer noch der alte Spinner, immer einen Spruch auf den Lippen. Du hast dich nicht verändert.«

»Nein, das habe ich wohl nicht, aber das hat von außen und noch mehr von innen betrachtet wahrscheinlich niemand hier. Das sind die da, die uns verändert haben. Die da oben. Die haben in den letzten Jahren einfach die Kleidergrößen nach unten korrigiert und die Atomkriegbedrohung ungefragt gegen eine Klimakatastrophe eingetauscht. Aber ansonsten ist alles beim alten geblieben. Bedrohungen, Bedrohungen wohin das Auge reicht. Fundamentalisten statt Kapitalisten, Neonazis statt Altnazis. Alles voller Bedrohung. Wie gehabt. Hast du die Bierpreise an der Tafel gesehen? Da fragt man sich doch, wie das erst werden soll wenn wir hier wirklich Steppe haben. Das sind absolute Steppenpreise sind das – der Arsch. Überhaupt wer ist das eigentlich, der Mann, dem das Vereinsheim hier gehört?«

»Hast du den nicht erkannt? Das ist Reinhard. Du weißt doch – der Tischtennis-Reinhard.«

Wie hätte er Tischtennis-Reinhard vergessen können. Aber wer war er nochmal? Dann drängte sich ihm die Frage auf, wie er ihn, wenn er sich an ihn wirklich hätte erinnern können, ihn darüber hinaus auch hätte erkennen können? In der Gletscherspalte hatte er wahrscheinlich links außen in der zweiten Reihe gesessen, direkt neben Miriam, deren Namen schöner war als sie selbst. Er hatte blaß und farblos und klein ausgesehen. Unscheinbar. Aber hier, im Schutze seines Clubheimes und unter der Maske von vierzig zusätzlichen Kilo und jeder Menge merkwürdiger Bekleidung. Nein, der Wiedererkennungswert ging mathematisch streng gegen Null. Auf dem Berg hätte ihn auch niemand für Tischtennis-Reinhard gehalten, sondern für Yeti-Jürgen, wobei sich Paul augenblicklich fragte, ob es einen Yeti-Jürgen in seiner Klasse überhaupt gegeben hatte? Nur zu, lass deinen Gedanken freien Lauf.

» Ich hab mich auf dich gefreut.«

Eine Stimme am Ende des Tunnels, am Ende eines Gedankens, der noch nicht zu Ende gedacht war, eine Stimme, die seinen Gedanken an Yeti-Jürgen im Eis zurückließ und einen anderen an einem Seil aus der Gletscherspalte des eisigen Berges zog.

»Jutta!« Er sagte es laut, wie um sich selbst zu erklären, wer ihn angesprochen hatte. Er drehte sich um und sie stand vor ihm. Tatsächlich. Und sie hatte keine Jahresringe um den Bauch geschlungen. Sie war so, wie er sie

in seiner hirnimplantierten Morphingsoftware errechnet hätte. Seine Erinnerung und seine Erwartung kamen überein. Er konnte sich dem Anschein nach vielleicht nicht auf sein Erinnerungsvermögen, wohl aber auf seine innere Bildbearbeitung verlassen. Das gab ihm Selbstvertrauen und er lächelte befreit auf.

»Ja klar bin ich es. Aber schön, dass du mich noch erkennst. Ich dachte schon ich treffe hier heute nur die Gesichter, die ich gar nicht treffen möchte.« Jens schaute beleidigt drein. *»Dich ausgeschlossen, Jens«,* sagte sie und strich sich mit der linken Hand eine Strähne aus dem Gesicht.

»Na, ich geh mir mal ein Bier holen, ihr alten Täubchen«, sagte Jens und entschwand so plötzlich, wie er gekommen war. Der Raum schien trotz des lichtdurchfluteten Interieurs seine dunklen Ecken und schwarzen Löcher behalten zu haben, denn nur wenige Sekunden nachdem Jens aufgebrochen war, war er im Kosmos der Fototapete, Längsseittheke und des Laminatfußboden verschwunden und blieb unsichtbar. Er musste die Farbe des Laminats angenommen haben. Paul beeilte sich, die Gedanken zurück auf das Gespräch zu führen, das noch nicht begonnen hatte.

»Ich bin Werbetexter geworden, habe eine Eigentumswohnung mit ausgebautem Speicher und lebe alleine. Ich hatte einige Krisen, aber aus denen bin ich gereift hervor gegangen und am besten fand ich unseren Deutschlehrer Pütz.«

Jutta lachte laut auf. *»Warum sagst du das? Ich habe dich doch nach gar nichts gefragt und schon gar nicht danach, ob du aus wem auch immer gereift hervorgegangen bist oder welchen Lehrer du gut fandest, Paul.«*

»Ich weiß, aber ich habe mit diesen Text als ultimative Kurzfassung meines Lebens der letzten zwanzig Jahren zurecht gelegt und ich wollte ihn wenigstens einmal an diesem Abend aussprechen. Sonst hätte sich die Vorbereitung nicht gelohnt. Einmal habe ich ihn schon gebraucht. Das zählt aber nicht. Mein Zuhörer war keiner von uns, sondern der Lieferant vom Bier. Der kannte Pütz nicht einmal. Ich glaube ihm war das mit meinen Krisen auch völlig egal.«

Jutta lachte, schaute erst ihn und dann die Uhr an ihrem Handgelenk an. *»Sag mal, willst du eigentlich lange hier bleiben? Ich meine, es ist nicht gerade diese Art Abend, die man braucht. Nicht nach all den Jahren und vielleicht überhaupt nicht. Ich hätte mehr Lust die Zeit mit dir zu verbringen als mit all den Leuten, die ich damals nicht mochte und heute auch nicht kennen lernen will.«*

»Dann lass uns gehen. Es ist auch schon spät geworden.«

» *Es ist neun Uhr!*«

» Sag ich doch – spät. Ziemlich spät.«

»*Ja, du hast Recht. Es ist für manchen hier schon lange und für alles andere sogar viel zu spät .«*

»Na ja, was willst du? Einen anderen Leistungskurs wählen? Warst du mit Französisch nicht zufrieden? Willst du noch mal von vorne anfangen – Latein ab der fünften Klasse, damit du die Chancen auf einen besseren Job wahren kannst? Ist doch gut so, wie es war und wie es ist. Es ist vor allem vorbei. Bitte keinen sentimental Quatsch heute! Das ertrag ich einfach nicht.«

»Ja, du hast Recht. Es ist okay so. Vor allem, wo du gestärkt aus deinen Krisen hervorgegangen bist«, sagte sie, lachte und hakte sich unter, die Schritte in Richtung Ausgang setzend.

Die Worte drehten Schleifen im Präsens und Präteritum und irgendwann saßen Sie mit Pizza und Wein auf den Vordersitzen seines Autos am Rande des Baggarsees, an dem sie Freistunden und Schulstunden gleichermaßen verbracht hatten. Der See, an dem sich die sommerliche Nässe, dem Heranwachsen der Körper folgend, langsam vom Äußeren der Haut ins Innere verlagert hatte. Aus Materie wurde Vorstellung.

Paul und Jutta machten eine zweite Flasche Wein auf und tranken. Es hatte sich nichts geändert. Doch. Der Wein hatte keinen Drehverschluss mehr, das Auto, in dem sie saßen, hatte zwei Wagenklassen übersprungen und die Musik, die aus den Boxen lief, war leiser als früher. Ansonsten fühlte es sich nicht viel anders an.

Das Reden mit ihr war so, wie es immer gewesen war.
Ein unangestrenzter Akt.

Einige Worte hatten die Bedeutung vertauscht, zum Beispiel das Wort »Versetzung«. Damals hatte es eine zeitliche, später eine territoriale Bedeutung angenommen. Dafür hatte die Aufregung darum nachgelassen. Die Scheiben beschlugen vom Atmen und Reden und sie machten mit einem lauten Zischen zwei Büchsen Bier auf, die er aus dem Kofferraum geholt hatte. Eine Angewohnheit, die er tatsächlich all die Jahre über beibehalten hatte. »Für den Notfall brauchst du ein Bier, du solltest stets ein Bier griffbereit halten.« Seltsam, wie derartig pubertäre Samstag-Abend-Sprüche Einzug in ein Leben halten, hatte er auf dem Weg zurück in den Wagen gedacht, in dem Jutta saß und die Sichtblende im Takt der Musik auf und zu klappte.

Irgendwann musste er eingeschlafen sein. Der Tagesanbruch fiel geräuschlos auf die Motorhaube herab, kroch in das Wageninnere und weckte ihn schließlich auf. Im Radio plapperten junge Stimmen viel zu fröhlich und viel zu wach die Stille des Morgens tot.

Er brauchte ein bisschen Zeit, um sich zu orientieren und nur mühselig stieg sein Bewusstsein die Treppen zum Hirn hinauf. Im Fußraum lagen zwei leere Flaschen Wein, einige Dosen Bier und auf dem Rücksitz sah er zwei Pappkartons der Pizzeria »Vesuvio«. In ei-

ner lagen noch zwei dreieckige Reste einer Peperoni-pizza, in der anderen war ein kreisrunder, aus Fett gedruckter, Erinnerungsrand an 1.200 aufgenommene Kalorien zu erkennen. Auf dem Armaturenbrett der Beifahrerseite lag ein Zettel. Die Schrift war blau. Ein Kugelschreiber, so dachte er.

»Wie immer, so gestern, vielleicht ja auch morgen. Ich sehe dich in zehn Jahren! Mach's gut, und stärke dich am Bier und nicht an Krisen! Es war ein tolles Wiedersehen. Kuss, Jutta!«

Er lächelte als er den Wagen startete und ihn, der Stimme der Navigatorin folgend, links vom Parkplatz rollen ließ. »Vielleicht«, so dachte er, »werde ich in zehn oder zwanzig Jahren wieder hier sein. Vielleicht werde ich kommen, ein bisschen Eis abtragen und neue Gesichter einfrieren. Vielleicht.«

Auftakt

V oßmann war sich nicht ganz sicher, ob er alles richtig gemacht hatte. Er war nervös und schaute sich im Spiegel an. Sein linkes Auge zuckte, das wusste er und hätte es auch ohne seinen Spiegel in Erfahrung bringen können, aber er wollte sich sicher sein. Heute durfte er nichts dem Zufall überlassen, dafür war dieser Abend zu wichtig. Es war sein erstes Date seit zwei Jahren und das nur, weil er in der Annonce geschrieben hatte, dass er Fußballfan sei. Er hatte es geschrieben, weil er alles andere vorher schon geschrieben hatte und sich nie eine Frau auf seine Anzeigen hin gemeldet hatte. Nicht, als er sich als sportlicher Nichtraucher ausgegeben hatte; nicht, als er geschrieben hatte, er liebe Rilke, Tiere und lange Spaziergänge; nicht, als er sich als handwerklich begabt und kochfreudig bezeichnet hatte. Nichts! Und diesmal – »ich lebe in einer Nordkurve, liebe Fußball und hasse Uli Hoeneß!«

Er hatte es nur so geschrieben, aus einer Laune heraus, um sich selbst einen Spaß zu bereiten.

Und diesmal hatte er eine Zuschrift erhalten – unvorstellbar.

»Endlich mal ein unperfekter Mann, der zu seinen Schwächen steht«, hatte sie geschrieben und dass sie gerne mal mit ihm ins Stadion gehen würde. Das hatte ihn unter Druck gesetzt, denn Rilke zu zitieren war für ihn einfacher als einen Spieler der Nationalmannschaft zu nennen. »Ich verstehe Frauen nicht«, hatte er noch gedacht, ihr dann doch geantwortet und Karten für ein Spiel organisiert. Nicht für irgendein Spiel, sondern für das WM-Auftaktspiel. Sie war begeistert und hatte zugestimmt.

Voßmann hatte daraufhin die Namen der Spieler auswendig gelernt, hatte sich die letzten zwei Ausgaben der »Elf Freunde« organisiert und versucht, sich die Gesichter einzuprägen. Er kannte sogar die neue Abseitsregel und hatte in Videoanalysen der Sportschau die unterschiedlichen Auslegungsmöglichkeiten der Schiedsrichter studiert. Die CD mit Fangesängen spielte in einer heavy rotation auf seinem CD-Player. Unter der Dusche hatte er mitgesungen, erst zaghaft, dann lauter und zuletzt so, dass er sogar selbst glaubte, er sei ein Fan. Er war vorbereitet.

Voßmann trat ins Dunkle seines Flurs. Er blickte sich um. Jetzt bemerkte er, dass er doch einen Fehler gemacht hatte. Seine Vorbereitung war unvollendet ge-

blieben und er hatte es bisher nicht gemerkt. Jetzt war es zu spät. Er hasste sich für diese Nachlässigkeit.

Nichts, aber auch gar nichts in seiner Wohnung würde auf einen Fußballfan hindeuten. Statt Poster oder Fahnen hingen teure Kunstdrucke an der Wand seines Wohnzimmers. »Das geht noch durch«, dachte er, aber sein Blick überflog die Schale mit frischem Obst und blieb an seinem Weinregal hängen. »Wein? Welcher Fußballfan hat ein Sortiment mit französischem Wein?«, fragte er sich. Er überlegte noch, ob er die Flaschen verstecken oder ausgießen sollte, aber dafür waren sie zu teuer gewesen und er war sich nicht sicher genug, ob sie tatsächlich nach dem Spiel mit zu ihm kommen würde. Außerdem drängte die Zeit und er wollte nicht zu spät kommen. Nicht heute, auf keinen Fall heute. Voßmann drehte sich um, packte den Fanschal aus der Cellophanverpackung, legte ihn sich um den Hals und schritt hinaus. Der Schal roch neu. Genau wie sein Trikot.

In der Bahn ging er im Geiste Sprüche durch, die er an entsprechender Stelle platzieren wollte.

»Die Eskimos kennen achtzig unterschiedliche Worte für Schnee, aber die Deutschen neunzig Begriffe für den Schmerz beim Ausscheiden aus einem großen Turnier.«

Das war gut, wie er fand, richtig gut.

»Das chinesische Kaiserreich dauerte zweitausend Jahre. Unser Kaiserreich wird ewig dauern.«

Auch nicht schlecht, aber ein bisschen zu intellektuell. Was durfte er als Fußballfan schon über Kaiserreiche wissen? Wie weit durfte er gehen? Er war unsicher.

»Finnische Männer haben nur elf Worte, aber deutsche Männer haben elf Freunde.«

Das hätte ein Werbeslogan für das Magazin sein können, das er sich zu seiner Vorbereitung gekauft hatte, dachte er und strich den Spruch wieder von seiner Liste.

Die elektronische Ansage der Straßenbahn beendete seine Überlegungen.

Am Stadion angekommen sah er lediglich ein paar Spaziergänger, einige Rentner und ein paar Arbeiter, die Stände aufbauten. Er schaute auf seine Uhr. Auf der Karte hatte gestanden, dass er ab 16:00 Uhr ins Stadion Einlass hätte, aber es war bereits 16:15 Uhr und niemand war zu sehen. Seine Begleiterin auch nicht.

Voßmann rieb sich die schwitzenden Hände am Trikot ab. Er stellte sich gut sichtbar auf den Vorplatz und wartete. Die Minuten krochen unter sein Trikot und als er es nicht mehr aushalten konnte, ging er zu den Männern rüber, die einen Stand aufbauten und fragte, wann denn Einlass sei.

Ihr Gelächter trocknete seinen Mund aus. Als er seine Karte zeigte, lachten sie noch lauter und klopfen ihm auf die Schulter.

»Wo hast du die denn her?«, fragte ihn einer der Männer.

»FIFA«, sagte Voßmann mit brüchiger Stimme.

»Und wie teuer?«, fragte der Mann.

»Steht doch drauf«, sagte Voßmann. »Billig waren sie nicht.«

Die Männer schauten sich an und lachten lauter als Voßmann unter der Dusche seine Fangesänge eingeübt hatte.

»Ja«, sagte einer der Männer. »Diese WM haben sie es wirklich auf die Spitze getrieben. Die haben dir eine Karte für den Vortag des Auftaktspiels verkauft. Das Spiel ist erst morgen, aber mit der Karte kannst du nur heute ins Stadion, Luft schnuppern, echte FIFA-Luft, zu FIFA-Preisen versteht sich.«

Voßmann fühlte sich wie ein enthäuteter Leguan, den man durch einen Zoo schleift.

»Geh rein, Kollege und lass die Fantasie spielen«, sagte einer der Männer unter heftigem Keuchen. »Du hast es ja bezahlt.«

Voßmann drehte sich um und dachte an die Frau, die morgen vor dem Stadion stehen würde...

Er dachte an seine Wohnung. Sein Weinregal mit den teuren französischen Tropfen fiel ihm ein.

Hartz IV oder Tisch drei?

Es kommt wie es kaum kommen konnte – das Wetter hält und Lehmann auch. Gewettet hatte darauf keiner und eh die Republik sich versieht, ist es Halbfinale. Die in Berlin verabschiedeten und beständig steigenden Gesundheitskosten sind egal, man braucht ohnehin kein Einzelzimmer im Krankenhaus, man braucht überhaupt kein Einzelzimmer, weil man viel lieber unter Menschen das Spiel sehen möchte. Weil Fanmeilen aber überlaufen sind, sucht der Otto-Rehagel-Normalverbraucher einen Platz in einem Biergarten auf, um der Mannschaft zuzuprosten.

Aber: Einig Deutschland hat leider nicht Platz für 80 Millionen Stühle unter freiem Himmel und so stellte sich am Tag vor dem Abend der Entscheidung nur eine Frage: Wann muss ich mit der Arbeit aufhören, um rechtzeitig für mich und meinen Begleittross entsprechende Plätze vor der Leinwand zu sichern?

Ich schaute auf die Uhr, nicht einmal, sondern ungefähr jede Minute einmal ab neun Uhr morgens. Irgendwann wurde es mir dann zu viel und ich wurde nervös.

Halb drei erschien knapp, aber doch wohl noch nicht zu spät, um mir noch einen Platz zu sichern. Ich packte eilig alle Dinge zusammen und raste mit dem Rad durch die Stadt in Richtung Biergarten. Dort angekommen musste ich feststellen, dass er noch gar nicht auf hatte. »*Ab fünf Uhr*«, schrie mir ein Kellner durch das verschlossene schmiedeeiserne Tor zu.

Aber ein Fan ist kein Fan, wenn er nicht komplett jede Realität ignoriert und so begann ich meinen Sitzstreik vor dem Gitter. »Ich bin auch ganz leise, ich störe euch nicht, ich mache mich quasi unsichtbar«, versuchte ich Einlass zu bekommen, aber der Kellner blieb hart wie sein schmiedeeisernes Gitter. Ich fuhr härtere Geschütze auf.

»Ich bau 'ne Bierbank auf, ich bau 'ne Bierbank auf, ich bau, ich bau, ich bau 'ne Bierbank auf«, sang ich für einige Minuten und ehe ich mich versah, öffnete sich das Gitter und ich durfte rein. Hinein in den Biergarten Eden, einer Arbeit nachgehen, einer, für die sich das Warten lohnt.

Viel zu viel wurde in der Presse schon über polnische Erntehelfer und irische Bauarbeiter geschrieben. Viel zu wenig beachtet sind jedoch die vielen illegalen deutschen Arbeitskräfte, die zur WM in den Biergärten dieses Landes Bierbänke aufbauen, um sich selbst einen festen AHHH-Platz zu sichern. Nach nur zwei Stun-

den harter körperlicher Arbeit hatte ich es geschafft: Ich durfte mir einen Sitzplatz für mich und meine Baggage aussuchen. Freie Auswahl. Ich wählte Tisch drei mit gerader Sicht auf die Leinwand. Was wieder einmal nur beweist:

Was Hartz IV nicht schafft, das schafft die WM.

Faule Menschen wachsen über sich hinaus, wenn man ihnen anstatt eines Arbeitsplatzes einen Sitzplatz im Biergarten zusichert.

Das nur mal so am Rande als kleinen Gedankengang für unsere Freunde in Berlin... Vielleicht werde ich ja mal Vorsitzender einer Kommission – Ideen hätte ich da schon...

Auswärtsspiel

Ich hatte eine Farm in Afrika am Fuße der Ngong-Berge...

Nä, hatte ich nicht, nicht wirklich. Hatte ich aber auch gar nicht nötig. Es gab nämlich etwas viel Besseres. Ich hatte einen Sitzplatz... im Biergarten... am Fuße einer Großbildleinwand. Doch für die absolut lächerlichste Ablösesumme, die je für einen Kölner gezahlt wurde, wechselte ich den gegen einen beruflichen Termin ein. Genauer gesagt, gegen ein Auswärtsspiel. Ziemlich weit draußen von Köln und meiner Großbildleinwand entfernt – in Innsbruck.

All denen, die nicht so genau wissen, wo Innsbruck liegt, sei ans Herz gelegt, es auch nicht zu suchen. Es liegt in Österreich, dem Land, das sich erneut nicht qualifiziert hat. Dem Land, das gemeinsam mit Deutschland hart dafür gearbeitet hat, dass es zu einer fundamentalen Änderung im FIFA-Spielplan gekommen ist. Der »Schande von Gijón« fehlte bekanntlich die »Schärfe von Dijon« und das gezeigte Spiel war durchweg eher Quark als Senf. Seitdem werden alle

letzten Gruppenspiele in der Vorrunde zeitgleich durchgeführt und wir haben statt vielfachem Zusehen nur das Nachsehen. Ich aber wollte wenigstens die Spiele sehen, die im Fernsehen angeboten wurden und nicht auf der Reise sein, während Weltgeschichte geschrieben wird.

»Der frühe Vogel fängt die Bahn«, dachte ich und suchte mir eine Verbindung raus, die mich zeitlich geschmeidig ins Alpenland bringen sollte, so dass ich dort, vor einer Großbildleinwand sitzend, Italien gegen Tschechien sehen könnte, so dachte ich in der Schlichtheit, für die abgelöste Kölner nun einmal bekannt sind. Den Wecker auf 4:00 Uhr morgens zu stellen ist der einzige Weg, wenn man dem folgenden Text aus dem Wege gehen möchte:

(Geräusche: Klopf, klopf, Hüstel, Poch)

»Meine Damen und Herren. Die Deutsche Bahn als Förderer der FIFA WM 2006 fährt sie zu den Spielstädten und den FIFA WM Bahnhöfen 2006. In Kooperation mit der deutschen Telekom informieren wir Sie hier an Ort und Stelle in der Halbzeit über den Zwischenstand und am Ende eines Spiels über den Endstand der FIFA WM Spiele 2006. Diesen besonderen Service bieten wir Ihnen als Gäste der Deutschen Bahn, dem Sponsor der FIFA WM 2006... Japan / Kroatien 0 zu 0.«

(Geräusche: Hüstel, Poch, Klick)- RUHE.

Das hatte ich schon einmal erlebt und beschlossen, es mir kein zweites Mal zu gönnen. Nicht in diesem Leben und schon gar nicht während dieser WM.

In Innsbruck übermüdet angekommen, begann dann eine Suche, vor der mich keine FIFA WM 2006 sponsorende Bahn gewarnt hat. Die WM ist in Österreich nicht wirklich existent. Verzweifelt schaute ich mich in der Innenstadt nach einer Großbildleinwand um, ging dann dazu über, nach größeren Flachbildschirmen in Lokalen zu suchen. Überall standen vor den Gaststätten Schilder. Aber anstatt: »alle WM Spiele auf Großbildleinwand«, stand dort »hausgemachte Eierspeisen«. Schließlich eilte ich, den Anpfiff schon fast in den Ohren vernehmend, von Italiener zu Italiener und bettelte auf Knien, sie mögen einen Fernseher auftreiben und anschließen. 36 cm Bildschirmdiagonale seien genug für mich und ich würde zum Dank auch alle Eierspeisen aufessen. Okay wäre ebenfalls, wenn der Kellner mir einfach sein UMTS-Handy mit TV-Empfang borgen würde. Auch 3,6 Zoll und 16 Bit Farbe seien klasse. Zuletzt stand ich brüllend vor dem »Goldenen Dacherl« und schrie: »Hat hier denn niemand einen Schwarz-Weiß-Fernseher? Mehr will ich doch gar nicht!« Am Ende meiner Kräfte erreichte ich schließlich eine miserable Pizzeria, die zwar den Ton nicht laut gestellt hatte, aber wenigstens das Bild zeigte. Auf einem Fernseher. In Farbe. Überglücklich lud ich den

Kellner zu einer Pizza ein. Man erklärte mir, das Desinteresse an der WM läge daran, dass Fußball ein Sport sei, an dem Hermann Maier nicht teilnähme. Da es viele Sportarten gibt, bei denen der Alpinstar nicht mitmacht, dürfte es viele Sportarten geben, die in Österreich einfach nicht beachtet werden. Als nächstes wird man sich hier auf Großbildleinwänden auch die »Tour de France« gemeinsam nicht anschauen.

Sollte ich einmal ein berühmter Mann werden und sollte man sich, wie es bei berühmten Menschen üblich ist, die letzten Worte aufschreiben, die ich sagen werde, so sind dies die wahrscheinlichsten meiner letzten Worte auf dem Sterbebett:

»Ich hatte einen Sitzplatz... im Biergarten... am Fuße einer Großbildleinwand. Ich hätte nicht nach Innsbruck fahren sollen.«

PISA und WM

Zum Glück ist WM, dann redet endlich kein Mensch mehr über PISA-Studien. Die schlimmste Diskussion diesbezüglich ist übrigens die, dass Erwachsene bei PISA noch schlechter abschneiden als Kinder. Aber auch diese Diskussion ist glücklicherweise verstummt. Niemand ist inzwischen klüger geworden, aber keinem fällt es auf, weil es egal ist. Außerdem haben wir subjektiv eben doch das Gefühl, wesentlich klüger geworden zu sein. Wir wissen nun, wo die Mannschaft steht und wie wir sie international einzuordnen haben. Das ist doch was!

Die Zunahme an Merkfähigkeitsstörungen bei Erwachsenen spielt im wirklichen Leben eben absolut keine Rolle. Und in Zeiten der WM erst recht keine, weil man in den kleinen Taschenbüchern und WM-Planern das machen darf, was man als Schulkind nie durfte: Man kann sich Notizen machen und sie offen ablesen. Man kann sie sogar offen auf dem Tisch liegen lassen und muss sie nicht in der Unterhose verstecken und auf dem Klo lesen und sich einprägen. Wahl-

weise kann man sich sogar eine Zeitung kaufen, wo auf einer Sonderseite jeden Tag die bisherigen Ergebnisse der Vorrunde fein säuberlich in einer fortgeführten Tabelle nachzulesen sind. Die reißt man heraus, steckt sie in die Hosentasche und hat so die Enzyklopädie des benötigten Weltwissens dabei. Wozu soll man sich noch etwas merken, wenn man weiß, wo es steht? Man muss nur wissen, was es bedeutet! Aus Informationen Wissen machen, das heißt erwachsen zu sein.

Was das mit Bildung zu tun hat? Ablesen ist voll akzeptiert, solange man das Gelesene diskutiert. Daran misst sich Bildung. Was das mit PISA und dummen Erwachsenen zu tun hat?

Jeder vernünftige Erwachsene scheitert natürlicherweise an den Mathematikaufgaben eines Neunjährigen. Das ist verständlich. Mag sich der Kleine noch über seine erste gezogene Wurzel freuen, als Erwachsener hat man viele Wurzelbehandlungen hinter sich und steht jeder weiteren mit einer gewissen kritischen Distanz gegenüber. Mag sich der Kleine doch von mir aus sogar die Ergebnisse vom Vortag merken können. Pah! Er kann sie nicht einordnen, hat keinen Vergleich, keine Vorerfahrung und so bleibt sein Wissen doch nur rudimentär. Man sollte ihn also keinesfalls bei einem ernsthaften Gespräch über Fußball zu Wort kommen lassen. Schulbildung hin oder her.

Ich bin der Frage der Bedeutung der Schulbildung in Zeiten der WM einmal in einem wissenschaftlichen Feldversuch nachgegangen. Gestern griff ich daher in ein Gespräch am Nachbartisch ein. Man unterhielt sich über den glanzlosen Ballack und die physische Situation von Arne Friedrich. Aus dem Nichts heraus glänzte ich mit Schulbildung und wendete mich den beiden bemalten Fans zu. »Ich will ja nicht stören«, begann ich, »...aber wusstet ihr eigentlich das Folgende? Iller, Lech, Isar, Inn, fließen rechts der Donau hin. Altmühl, Naab und Regen, sind dagegen links gelegen. Da staunt ihr, was?«

Die beiden nahmen ihr Weizenbiereglas, standen auf und setzten sich, ohne sich zu verabschieden, ein paar Tische entfernt wieder hin und diskutierten weiter. Und was soll ich sagen? Sie diskutierten profunde und eloquent, und das obwohl sie nicht die leiseste Ahnung hatten, wo die Flüsse sind, von denen ich sprach. Was nur wieder einmal beweist:

- 1.) Bildung ist relativ
- 2.) Schulbildung wird überschätzt
- 3.) Beim PISA-Test werden die falschen Fragen gestellt
- 4.) Erwachsene wissen genau das, was Erwachsene wissen müssen und mehr eben nicht!

Und überhaupt ist alles egal in Zeiten der WM, solange man weiß, wie es Ballack geht und was der Unterschied von Physis und Psyche bei Fußballern ist.

Beratungsstunde bei der Bundesagentur

Na, dann setzen Sie sich mal hier hin... aber das will ich Ihnen schon mal direkt sagen – vergessen Sie es! Ich kann nichts für Sie tun. Andere auch nicht, Sie brauchen also gar nicht den Berater zu wechseln und hier im Haus herum zu streunen und Unruhe zu verbreiten. Hier, in diesem ganzen verfuckten Gebäude kann keiner mehr was für Sie tun. Und wissen Sie warum? Wir wollen auch gar nicht. Sehen Sie sich doch mal an. Wie soll man denn so jemanden wie Sie vermitteln? Nein, ich kann nichts für Sie tun, absolut nichts. Vielleicht kann ich Ihnen einen Job bei so einer Talkshow anbieten, wo Sie dann sagen, dass Sie im falschen Körper geboren wurden und eigentlich Spielerfrau eines Bayernprofis werden wollten, aber das geht ja nicht als Mann. Schicksalsjahr eines Kaisers. Da müssen Sie dann irgendwas erzählen und kriegen 150 Euro für Ihren Auftritt. Denen würde Ihr Gesicht gefallen, die stehen auf so was, die machen von Ihrem Trauerflor um die Augen glatt ein Close-up. So etwas

kann ich Ihnen vermitteln, aber ansonsten nichts, absolut nichts, nicht einmal mehr einen Job als Johannisbeerenpflücker in Polen. Oder bei den Stadtwerken, in der Ver- und Entsorgung. Nä, geht auch nicht. Ich glaube nicht, dass Ihnen orange steht und die Anzüge sind ja orange. Da haben Sie kein Gesicht für, glauben Sie mir, ich sehe so was sofort, ich weiß was wem steht. Und Ihnen – nichts. Mein Gott, was deprimiert mich die ganze Scheiße hier im Osten, in Köln Vingst. Ja, ich kann Sie gut verstehen. Ich sehe ja wie nahe Ihnen das geht. Arbeitslos und Spaß dabei? Das war mal. Jetzt ist Schluss mit lustig. Sogar mit Peter Lustig, dem von Löwenzahn. Der hat auch aufgehört, der war auch schon bei mir. Armes Schwein, der Herr Lustig, ehrlich. Wer soll den denn noch mal ernst nehmen? Erst heißt der so, wie er immer tut, und dann macht er vierundzwanzig Jahre Kinderfernsehen. Jetzt ist er arbeitslos. Ja, dem geht es richtig Scheiße, richtig richtig so komplett S-Klassen-Scheiße. Aber was glauben Sie eigentlich, wie es mir geht? Wenn man hier tagein tagaus nur solche deprimierten Gesichter wie Ihres sieht.

Puh, das zieht schon ganz schön runter. Da hat man selber überhaupt keine Energie mehr, vor allem tagsüber nicht – abends schon, aber da bin ich ja nicht mehr hier. Das ist Pech.. Wissen Sie, was ich mache, wenn es mich total nervt, wenn mal wieder fünf von solchen Typen wie Sie hier hintereinander reinge-

schlendert sind, mit genau diesem Blick und den dicken Rändern unter den Augen? Und dann vorher die ganzen Typen, die ich nicht mal verstehe, weil die nur ausländisch sprechen. Das hält doch niemand aus.

Ich habe extra ein Schild gemacht: Fortbildung zwischen 10:00 Uhr und 14:00 Uhr. Das Büro ist nicht besetzt. Sie sind erst die vierte Hackfresse mit diesen Dackelaugen heute, Sie haben also Glück, nach Ihnen dann irgendwann die Sintflut, das kann ich Ihnen aber sagen. Dann häng ich mein Schild raus und mache erst mal ausgiebig Pause. Und wissen Sie warum? Weil ich Schwein habe. Mein Chef ist nämlich weg oder tot, jedenfalls gibt es hier keinen mehr und bis der neue kommt, ist hier Sabbat – aber so richtig! Vergessen Sie also irgendwelche Termine für die nächste Woche oder so. Nix, bei mir ist nix zu holen. So, jetzt hätten wir das geklärt!

Was wollen Sie eigentlich bei mir? Ich kenn Sie ja noch gar nicht und Sie haben den völlig falschen Buchstaben, um von mir betreut zu werden und den falschen Beruf sowieso. Was sind Sie eigentlich gewesen?

...

Arbeits-was? Wollen Sie mich verarschen?

Sie haben was? Ahhh, jaaaa! In Dortmund... und dann in Gelsenkirchen? Und jetzt hier, weil Herr Vogelberg unpässlich ist und ausfällt... ach, äh, dann... dann also herzlich will... und wenn Sie was brauchen, also egal,

was es ist, ich bin Tag und Nacht für Sie da, also rufen Sie mich an. Ich geb Ihnen meine Handynummer und die von meiner Frau, falls Sie mich mal nicht erreichen. Mensch, ich rei mir hier so was von den Arsch auf für die Menschen, das haben Sie das letzte Mal bei Rambo III gesehen, das versprech ich Ihnen. Ich merke das schon. Wir werden hier ein super Team, von dem man noch lange spricht, das spür ich! Mensch, schön, dass Sie mal hier reingekommen sind und sich vorgestellt haben. Ich freu mich auf unsere Zusammenarbeit.

Der Tag der deutschen Reinheit

Es erschien ihm, als sei es ein Tag wie jeder andere und doch war alles anders. Mit seinem Wagen war Gierig zur Arbeit gefahren. B. Gierig. Bernd Gierig, so sein voller Name, aber seine Kollegen nannten ihn »Wiss. B. Gierig«, weil er lesen konnte und manchmal sogar wollte. Damit war er in seinem Büro alleine, er stand quasi mit dem Buchrücken an der Wand.

Die Finger seiner linken Hand fühlten sich klamm und kalt an, als er vor dem Bürokomplex angekommen war. Er merkte, dass es Herbst wurde und rieb die Hände aneinander. Sein Mund spendete heißen Atem; er blies sich auf die blauen Finger. »So ein Mist«, dachte er, »warum nur haben mir diese Vandalen die Aufhängung für meine Fahne abgeknickt?« Das war kurz nach der WM passiert und seitdem konnte er seine Deutschlandfahne nicht mehr am Fenster seines Wagens einhängen. Nun musste er sie beim Fahren mit dem linken Arm heraushalten. Im Sommer war dies kein Problem gewesen. Jetzt würde er sich eine andere

Lösung einfallen lassen müssen; die Kälte zog herauf und ihn fröstelte bei dem Gedanken, dass im Winter hochspritzendes Streusalz seine Kleidung oder sogar seinen Arm anfressen könne.

Er schaute aus dem Fenster seines Büros auf sein Auto herab. Es glänzte in der frühen Sonne des Tages. Die Bewegungen der Bäume spiegelten sich in einer konvexen Verzerrung auf dem Autodach und eine vorbeifliegende Taube schiss auf seine Scheibe. Schön sah es aus, eigentlich, es war frisch aufpoliert, sein Auto. Für diesen Tag hatte er es auf Glanz getrimmt – für diesen, seinen Tag, für den Tag der Deutschen Reinheit.

Am Morgen schon hatte er bei seinen Nachbarn geklingelt und gefragt, ob er für sie das Treppenhaus putzen dürfe. Widerwillig hatten sie zuerst abgelehnt und es ihm dann doch erlaubt. Pfeifend putzte er daraufhin die Treppen, staubwedelte das Geländer ab und verfluchte noch schnell den Flur, bevor er ins Büro gefahren war. Es gab ihm ein gutes Gefühl und er war stolz auf alles. Auf sein frühes Tagwerk, auf die Treppen, die Fliesen, auf seine Nachbarn und vor allem auf das Land, in dem die Nachbarn und Treppen und die Fliesen sich befanden. Sein Land, sein wiedervereinigtes und gereinigtes Land. Das Land, in dem Milch und Honig zu kaufen waren und sich Hase und Igel und sogar Eheleute manchmal einander gute Nacht sagten.

Was hatte er nicht alles mitgemacht und erlebt in diesem Land? Erst die Kreuzzüge, die Reformation, dann die zwei Weltkriege, den Mauerbau, kurz darauf den Mauerfall und schließlich sogar seine Kindheit und den einen bei einem Marius-Müller-Westernhagen-Konzert. Schrecklich! Aber er hatte es überlebt.

Es war vorbei und er freute sich, dass er noch lebte und er lebte gerne, sogar hier. Was sollte er sich anderes wünschen? Es gab alles, was er mochte. Es gab ein gemäßigtes Klima, gemäßigte Politik, mäßiges Fernsehen und sogar Maßbänder. Das wollte er mit seinen Freunden feiern.

Aber denen war nicht danach zumute gewesen, sie blieben anscheinend lieber zuhause sitzen und warteten darauf, bis sie vollständig vom Hartz IV eingegossen waren und sich ihre Wohnung langsam in ein Bernsteinzimmer verwandelte.

Er wollte den Tag der deutschen Reinheit dagegen hübsch mit einem Eimer Meister Propper begießen und anschließend zusammen in der Gartenlaube grillen.

Einer nach dem anderen hatte ihm für seine Party abgesagt. Dabei hatte er die Gartenlaube noch extra mit einer großen Kette bunter Lampen und einer kniehohen Mauer aus Beton dekoriert. Er wollte grillen und vorher ein wenig gemeinsam putzen. »Ach die ande-

ren«, dachte er. Langsam versteinern sie zuhause oder sie wollen auswandern, keiner will mehr feiern. Keiner bürstet mehr die Straße, niemand scheuert mehr die Dachpfannen. Was ist nur los in diesem Land? Die Kehrwoche ist zur Kehrtwende verkommen. Sie reisen aus. Sie alle träumen von amerikanischen Managergehältern, köstlichen italienischen Speisen, ausgelassener australischer Fröhlichkeit oder von tschechischen Frauen oder aber davon, alles zugleich zu bekommen und in eine aufschlussreiche Positionen aufzusteigen.

Mit einem Lineal hatte er einmal auf der Weltkarte im Büro die Länder der Begierde seiner Freunde miteinander und sogar untereinander mit Linien verbunden. Amerika, Australien, Italien und sogar Tschechien. Er hatte sie alle auf der Weltkarte gefunden und anhand der meisten Überkreuzungen der Linien geschaut, wo es die größte Schnittmenge gab.

Das war etwa in Höhe des Partyzeltes von Käfer auf dem Oktoberfest auf den Wies'n in München.

»Na also«, hatte er gedacht! »Hab ich's doch gleich gewusst. Managergehälter, tschechische Frauen, köstliche italienische Speisen und Fröhlichkeit. Und Amerikaner und Australier sind auch da. In der Kombination gibt es das nur hier.«

Dies ist ein sehr sehr gutes Land, dachte er, wischte noch schnell den Bürokomplex feucht durch und fuhr

in seine Gartenlaube, um sich, sein Land, seine Nachbarn und die Treppen und die Fliesen und die Münchener Wies'n bei einem Glas Möbelpolitur und gegrilltem Gammelfleisch zu feiern.

Ein Märchen aus dem Land der Papiere

Im Land der Papiere war eine heftige Diskussion über die Nachfolge des Königs ausgebrochen. Der alte König war ein unbeschriebenes Blatt geblieben, ein wenig blässlich und irgendwann war er vergilbt und zerbröselte, als man ihn beschreiben wollte. Er landete in einem Papierkorb und wurde feierlich in einer Müllverbrennungsanlage bestattet.

Nun trafen sich die ranghöchsten Papiere in ihrer Stammkneipe »Zum Karton« und berieten, wen sie wohl zum neuen König der Papiere ernennen sollten. Eingebildete Urkunden, Abiturzeugnisse, Personalausweise, handgeschöpfte Büttenpapiere, Telefonrechnungen, Falschparkerstrafzettel und alle, die sich wichtig vorkamen, saßen an dem Tisch aus Presspappe und warfen sich in Pose, während sie ein Gläschen Tinte tranken.

»Ich denke, man sollte mich zum König wählen«, sprach der Bierdeckel.

»Quatsch mit Soße«, sagte die Siegerurkunde der Bundesjugendspiele, »du bist viel zu klein und außerdem bist du immer voll. Man legt dich zur Seite, ignoriert dich und du wartest einen Monat, bis man dich auslöst. Außerdem kann dich niemand leiden und am Ende wirst du zerknickt. So kann man niemals die Staatsgeschäfte führen. Ich schlage daher einen Angehörigen der Familie Geldschein für das Amt vor.«

»Aber die sind doch weg, bevor man sie überhaupt gesehen hat«, sagte das Büttenpapier und streichelte sich etwas selbstverliebt über das Wasserzeichen. »Hat jemand von euch hier überhaupt in letzter Zeit einen von den Geldscheins zu Gesicht bekommen? Ich jedenfalls nicht«, sprach es und verkroch sich tief in seinem Umschlag.

»Nun«, sagte die Luftschlange, die gerade durch die geöffnete Türe des Schuhkartons hereingekrochen war. »Ich sehe, ihr seit schon mitten in der Diskussion. Bevor wir aber einen neuen König ernennen, sollten wir uns erst einmal überlegen, wer denn die wichtigsten Qualifikationen für das Amt hat. Schließlich sind wir nicht alleine auf der Welt. Wir müssen uns vor allem mit den Menschen gut verstehen, sonst ergeht es uns wie den Briefmarken, die werden ausgefranst, in Stücke gerissen, abgeleckt und in alle Winde verteilt. Unser König muss sich also gut mit den Menschen

verstehen. Das erscheint mir das Wichtigste zu sein. Daher schlage ich das Löschpapier vor.«

»Das Löschpapier? Wieso denn ausgerechnet das Löschpapier?«, rief der Personalausweis. »Das Löschpapier ist doch nicht wichtig für die Menschen. Ich bin es. Ich bin wichtig, ich gebe Ihnen doch überhaupt erst eine Identität.«

»Ja«, sagte die Luftschlange, »das mag sein. Aber man zeigt dich nicht gerne, weil immer das falsche Foto auf dir drauf ist. Du wirst nicht wirklich gemocht, glaube mir. Fotopapier übrigens auch nicht. Aus demselben Grund. Das Löschpapier aber, das ist ein feines Papier. Das Löschpapier macht den Menschen Freude. Sie saugen damit den Kaffeerand von der Steuererklärung, korrigieren ihre Rechtschreibfehler und seit 1943 betupfen sie das Löschpapier mit Lyserg-Säure-Diäthylamid, kurz LSD. Sie legen es sich unter die Zunge, finden die Welt dann plötzlich interessant und kommen sich für einen Moment bedeutend vor.«

»Ich will nicht gut mit den Menschen auskommen«, sprach das Esspapier. »Das ist ja das Problem. Wenn man zu gut mit ihnen auskommt, dann machen sie dich irgendwann alle!«

Das Kaugummipapier stimmte ebenso ein, wie die Zeitung von gestern.

In diesem Moment schaute der Kalender aus dem Fenster. »Guckt mal«, sagte er. »So ein Scheißwetter, da draußen. Es regnet schon wieder in Strömen Konfetti vom Himmel. Lasst uns die Menschen doch ärgern und wir erklären das beschissene Konfetti zum König der Papiere.«

»Au ja!«, riefen alle Papiere im Chor. »Wir wählen einfach das beschissene Konfetti zum König. Wow, das ist total abgefahren. Das ist super lustig!«

»Ich denke, wir sollten uns auf einen Kompromiss einigen«, sagte die Luftschlange und wickelte sich um all die anderen und begann zu tuscheln.

Seit diesem Tag wird Konfetti aus Löschpapier hergestellt und vorher in LSD getränkt. Seit diesem Tag finden die Menschen all die Tage toll, an denen es Konfetti regnet. Sie lachen und freuen sich dann und hören sogar den Reden auf den Karnevalssitzungen zu und halten sich die mit Esspapier gefüllten Bäuche. Aber nur, wenn ihnen vorher ein kleines Stückchen Konfetti ins Bierglas gefallen ist und sie achtlos daraus trinken. An Karneval pusten sie jubelnd Luftschlangen in die Luft und achten weder auf sich noch auf die Geldscheins. Sie trinken sich gegenseitig die Personalausweise schön und geben mit ihren Siegerurkunden der Bundesjugendspiele an. Und irgendwann, wenn genug Löschpapier ins Bier und das Bier selbst geflossen ist, dann ist bei ihnen Ruhe im Karton.

Das letzte berauschende Fest

»Mein Gott, ist das ein Fest gewesen! Eine Party, eine richtige Party, eine schmutzige Party, eine Party, wie wir sie nicht mehr gefeiert haben, seit wir Dirty Dancing schon praktizierten, obwohl es noch gar nicht erfunden war. Mann, das war locker eines dieser festen Feste, mit den abgründigen Gründen des Absturzes. Mensch, Heiner, weißt du noch, wie Marion mit einem Typen unter den Tisch abziehen wollte, um ihm so richtig begierig die Zunge in den Hals zu schrauben...«

»Ja, daraus wurde dann ja nichts, ja, das ist schade. Aber wie er in die Knie ging, um sich mit ihr unter den Tisch zu legen... super Bild, kannst du einrahmen...«

»...und dann ging er komplett in die Knie und erbrach erst sich und dann brach er in sich selbst zusammen. Mann, war das ein Anblick, echt, ich halt es nicht aus! Hey Mann, der lag noch Stunden später so da, als alle anderen schon wieder aus dem Krankenhaus zuhause waren.«

»Was ist eigentlich aus dem geworden? Ob man den mitsamt dem ruinierten Parkettboden abgeschliffen hat? Gott, ich kann nicht mehr, war das gut!«

»Wow, und die Cocktails, und die flossen aber richtig runter – wahnsinnige Mischbatterie, die er da an den Abend gelegt hat.«

»Und dann die Kleine, die mit den großen Kulleraugen – Mensch, die hätte ich sofort auf den Flipper gelegt und dann aber ab dafür bis die Kugeln und Augen rollen... nur gab es ja keinen Flipper, hat sie Pech gehabt. Aber was soll's – ich bin ja dann mit Anja abgezogen – nur weiß ich wirklich nicht mehr, was die so alles bei mir angestellt hat. Bad bad girl!«

»Was? – Klar haben wir, da kannst du aber von ausgehen! So wie die geguckt hat heute morgen – irres Strahlen in den Augen!«

»Was? Warum ich den ganzen Abend auf einem Bein getanzt habe? Weißt du das denn nicht? Ist 'ne alte Kriegsverletzung. Nee, war nur ein Spaß. Ja, ich weiß, dass ich den ganzen Abend nur auf einem Bein getanzt habe. Ich mach das immer so. Ich tanze auch auf zwei Beinen nicht besser und deswegen habe ich es mir angewöhnt, auf einem Bein zu tanzen – ist doch cool, oder?«

Mensch, ich freu mich jetzt schon auf das nächste Wochenende – Irrsinn, wie das abgeht im Moment!«

»Nächste Woche ist doch bei Klaus die Band mit den drei Bassisten am Start und danach ist offenes Trinken angesagt, bis zum bitteren Ende. Hat er extra geschrieben: Jeder darf was mitbringen, aber keiner darf mehr trinken als mit Gewalt in ihn reingeht. Super Motto, find ich...«

»Was? Was? Hey, ich kann dich nicht mehr richtig hören...«

»Ach, Entschuldigung Heiner. Ne, ich war gerade in Gedanken. Also: jetzt nochmal... wann machst du das? Ja? Ja, das passt, nee, da haben wir noch nichts vor. Mensch, da freu ich mich aber. Ja, dann können wir auch endlich mal bei euch die neuen..., was?

Ja klar, mach ich.

Danke Heiner, ja du auch und Grüße zurück!«

Er legte den Hörer auf die Gabel und ging in die Küche. »Doch«, sagte er sich, »das wird bestimmt ein gemütliches Essen. Im Kreise einer Anzahl an Personen, die sich bequem durch zwei teilen lässt, aber nicht mehr auf eine Grundgröße von eins reduziert werden kann. In der Summe sind wir mittlerweile mehr als an einzelnen Teilen sichtbar ist. Das gilt auch für die Augenringe.« Er ging auf die kleine Wandtafel zu und schrieb:

»29.11. Pärchengeschisse bei Heiner.«

Ich hatte einen Diner am Fuße einer Nordmantanne

Beschwören würde ich es nicht, aber es muss im Frühjahr gewesen sein, als ich auf die Idee kam. Meine Arbeit war härter gewesen, als ich gedacht oder gehofft hatte. Und das, obwohl ich mich immer darum bemüht hatte, etwas für »drinnen« zu finden. »Draußen musst du richtig anpacken, im Regen Betonträger von einer Ecke in die andere wuchten oder sogar schwer lesbare Briefe auf billigen Klapprädern zustellen«, hatte ich mir immer wieder gesagt. »Aber drinnen, da ist es schön warm, da drehst du die Heizung auf und machst das Internet an, wenn dir im Büro langweilig ist.« Und dann hatte es mich voll erwischt – man ließ mir nicht das kleinste bisschen Zeit, nicht um mir das Nötigste in Ruhe bei Ebay zu ersteigern. Ja, ich konnte nicht einmal mehr während meiner Arbeitszeit zum Friseur gehen. So durfte es nicht weiter gehen.

Mir reichte es und ich bei meinem Chef meine Kündigung ein und er mir seine Hand zum Abschied. Fröhli-

chen Gesichtsausdruckes und reinen Herzens verließ ich seine Firma.

Einige Tage darauf las ich in einer Zeitung eine kleine Anzeige: »Santa Claus Diner incl. Tankstelle an ernsthaften Interessenten in Norwegen zu verpachten.«

Es klang ungewöhnlich und vor allem war es weit weg von allem. Ich wurde neugierig und schrieb hin. Den mir zugesandten Fotos nach schien es ein idyllisches Fleckchen Erde zu sein. Ein kleines Holzhaus, wie ich es aus schwedischen Kinderfilmen kannte, war zu sehen. Eine Zapfsäule stand vor der Tür und der Zapfhahn blitzte in der Sonne. Im Vorgarten des Hauses stand ein blinkendes Rentier aus einer Lichterkette, wie man es aus amerikanischen Filmen kennt. Weitere Lichterketten hingen unter der Dachrinne und um den Kamin des Hauses herum. Auf einer Nachtaufnahme war alles erleuchtet und strahlte weihnachtlich. Das gesamte Anwesen war von einem ganzen Wald an Weihnachtsbäumen umgeben. Nordmantannen, so schätzte ich, aber ich kannte mich da nicht so richtig aus, es hätten auch Birken oder Vergissmeinnicht oder ein Mischwald gewesen sein können. Für mich aber waren es Nordmantannen und ich erzählte allen, die es nicht hören wollten, dass ich als Tankwart in einen Nordmantannenwald nach Norwegen auswandern und dort Nordmänner betanken würde. Meist lachte ich da-

bei, weil ich nun einmal von Natur aus ein fröhlicher Mensch bin und gerne über Witze lache, die ich kenne und selbst erzähle.

Der Preis für das Objekt war insgesamt okay. Ich unterzeichnete den Mietvertrag in einem übelriechenden Maklerbüro. Am Fenster zur Straße hingen Wunderbäume und verströmten künstlichen Tannenduft.

Drei Wochen später holte ich mir in einem norwegischen Dorf, das nur 70 km von meiner Santa-Claus-Tankstelle entfernt war, die Schlüssel bei einer garstig guckenden alten Frau ab, die nur den Kopf schüttelte, als ich mein Ziel nannte. Der Kopf der alten Frau schüttelte noch heftiger, als ich auch noch nach der Straße dorthin fragte und ich dachte schon, sie hätte eine dieser entsetzlichen Krankheiten, von denen man im Alter heimgesucht wird, doch ihr Mann erschien im Türrahmen und erläuterte mir in nur drei Brocken deutsch, dass »nix Straße, Pferd«. Ich begann zu ahnen, Böses zu ahnen.

Es klang nicht gerade nach einer Goldgrube, so eine Tankstelle im Niemandsland, zu der keine Straße führt. Aber nun war es zu spät und mein letztes Geld hatte ich soeben in das Pony des Mannes der dreinblickenden Kopfschüttlerin investiert. Wohl oder übel würde ich zu meinem Santa Claus Diner hinreisen und es dort

aushalten müssen und sei es nur, um genug Geld für die Rückreise zu sparen, dachte ich.

Der erste Schnee fiel, ich schaufelte mein Kinn, den Weg zur Pferdekoppel und mein frisch gekauftes Pony frei und machte mich auf den Weg. Nach drei Tagen erreichte ich völlig erschöpft mein neues Heim.

Ich schloss das Haus auf, suchte die Sicherungen und weckte das erhaltete Haus zu neuem Leben. Es blinzelte mich in ungewohntem hellem Schein an. Nachdem ich durchgelüftet, geheizt und meine Winterstiefel sowie das Pony neu imprägniert hatte, ging ich in den Nebenraum des angeschlossenen Diners, knipste von dort aus das draußen stehende lichterbekettete Rentier und das Schild an und setzte mich hinter die Bar mit Blick auf den Fernseher, der oben in der Ecke im Gastraum mit einer dieser Krankenhauswandhalterungen befestigt war. Man zeigte eine zwölfstündige Dokumentation über das norwegische Königshaus und ich begann zu verstehen, warum Norwegen ein leeres Land ist.

Jeden Tag pünktlich um 10:00 Uhr knipste ich das Rentier, das Diner-Schild und den Fernseher an. Ich schaute die Dokumentation über das norwegische Königshaus jeden Tag an, denn sie wurde jeden Tag gezeigt. So erfuhr ich, dass die Kronprinzessin Mette Marit am 19. August 1973 als jüngstes Kind von Marit

Tjessem und Sven Olav Bjarte Høiby in Kristiansand geboren wurde. Zusammen mit ihren drei Geschwistern Espen, Per und Kristin war sie in Südnorwegen aufgewachsen. Das Familienleben war von Vielfalt und Abwechslungsreichtum gekennzeichnet, wie es in dem Bericht hieß. Einen besonders hohen Stellenwert hatten in der Familie Aktivitäten in der freien Natur. Wochenenden und Ferien wurden auf der Familienhütte im Setesdal verbracht. Auch Segeln und das Leben am und auf dem Meer waren für die junge Mette Marit wichtig. Daneben besuchte sie gern den Freizeitklub »Sletteheia« und war dort später auch als Jugendleiterin tätig.

Ein aufregendes Leben, wie es mir in der Einsamkeit meines Diners erschien. Abends machte ich das Rentier aus, hauchte Mette Marit einen Gutenachtkuss zu und ging zu Bett, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Der November kam und ging wieder und war ein eher ruhiger Monat. Es kam niemand, der tanken oder essen wollte. Ich merkte das deutlich am Umsatz. Der Versorgungsschlitten kam einmal und brachte, was ich nicht brauchte und alleine nicht aufessen konnte und verschwand wieder. Ratlos verstaute ich die angelieferten Dinge in der Vorratskammer. Hier hingen nun vier Kilo Speck, stapelten sich 200 Eier und einige Frühstückszerealien. Vor allem aber wurde mir Bier für

mehrere Fußballweltmeisterschaften geliefert. Ich versuchte mit dem Schlittenfahrer ins Gespräch zu kommen, wollte wissen, ob die Bestellung noch von meinem Vorgänger war und ob ich sie stornieren könne, aber der Schlittenfahrer verstand mich nicht und schien ein eher wortkarger Mensch zu sein, der seine Freizeit gerne in der Natur, an oder auf dem Meer oder im Freizeitklub »Sletteheia« verbringt, in dem Mette Marit einmal Jugendleiterin gewesen war.

Ich dachte schon, es würde immer so weiter gehen, denn niemand kam, niemand tankte und nichts passierte. Doch eines Tages, es war kurz vor der Abenddämmerung des ersten Dezembers, um 10:43 Uhr morgens, öffnete sich die Tür meines Diners mit einem lauten Quietschen.

Ein Mann von etwa 60 Jahren mit einem schwarzen Bart, der seine Lippen vollständig verbarg, kam herein und klopfte sich den Schnee von dem Pelzkragen seiner kanadischen Holzfällerjacke. Er schlug mit seinen Hacken die schweren Fellstiefel gegeneinander, um auch sie vom Schnee zu befreien und schaute mich an. Ich erschrak. Etwas merkwürdig Durchdringendes lag in seinem Blick. Vielleicht hätte ich mich aber auch genauso erschrocken, wenn ein Junge in einer Schuluniform in den Diner gekommen wäre. Ich glaube, ich war den Anblick von Menschen nicht mehr gewohnt.

»Hoh hoh hoh«, sagte der Mann, schaute sich um und setzte sich an die Theke. Er wandte seinen Blick rüber zu dem Fernseher, auf dem eine Dokumentation über das norwegische Königshaus lief.

»Wusstest du, dass Mette Marit mal in Sletteheia gearbeitet hat?«, fragte mich der seltsame Mann. Noch ehe ich meine untrainierten Stimmbänder zu einem Laut formen konnte, fuhr er fort. »Kannst du aber vergessen, ist nix los da. Nicht so wie hier. Da geh ich nie wieder hin.«

Ich stellte eine Flasche Bier und ein Glas vor ihn. Er trank das Gebräu in einem Zug aus. Etwas Ruhendes lag in seinen Gesichtszügen. Und doch war ich von seinem Auftreten und von seinem Wesen befremdet. Was machte ein Mann wie er hier in der Einsamkeit? Warum ging ein Mann seines Alters in einen Jugendklub? Woher wusste er von mir und Mette Marit? Ich hätte ihn gerne gefragt, bekam aber keinen Laut heraus. Er trank noch vier weitere Biere jeweils in einem Zug aus, ehe er mir das Geld passend auf die Theke schob. »War schön, mit dir gesprochen zu haben«, sagte er. »Ich mag dich«, sagte er auch noch und ging. Das Quietschen der Tür schien noch Stunden später aus den Fugen der Holzvertäfelung wieder zu hallen.

Am nächsten Morgen stand ich auf, eine Unruhe trieb mich schon um 9:00 Uhr runter in den Diner. Ich

schaltete das Rentier und das Schild an, drückte auf die Fernbedienung des Fernsehers und schloss die Tür auf. »Hast du Speck?«, fragte mich ein Stimme und ich sah den Mann linker Hand auf der Holzbank vor der Tanksäule sitzen. Er rauchte eine selbst gedrehte Zigarette. Wortlos nickte ich. »Hast du auch Walnussbrot?«, fragte er mich und ich schüttelte den Kopf. »Lass das«, sagte er, »sonst wirst du noch wie die Kopfschüttlerin.« Er zog ein letztes Mal an seiner Zigarette, bevor er sie in den Schnee fallen ließ und mit den Fersen seiner Stiefel tief ins Innere des Weißes trat. »Na, dann ist es ja gut, dass ich welches mitgebracht habe.« Er schritt durch die Tür des Diners und setzte sich an einen Tisch nahe dem Fenster. Er nickte mir zu, ich machte Kaffee, stellte ihm Rühreier mit Speck auf den Tisch und er schnitt sich dazu einige Scheiben seines Walnussbrot ab. Als er gegessen hatte, legte er mir Geld auf den Tisch, zog sich seine Holzfällerjacke an und verschwand.

Am Abend kam er wieder, trank vier Bier und verschwand erneut. Wir wechselten kein Wort.

So ging es circa vierzehn Tage lang. Er kam morgens, frühstückte in meinem Diner, verschwand wieder, kam abends, trank ein paar Biere und verschwand wieder. Niemand sonst kam in meinen Diner. Kein einziger anderer Gast hat je mein Lokal betreten. Niemand au-

ßer ihm. Wie er kam, wohin er ging, ob er zu Fuß ging oder ein Pferd hatte, einen Motorschlitten? All das weiß ich nicht. Einmal meinte ich das Klacken der Zapfsäule und das Geräusch von durch Schläuche strömendes Benzin zu hören, nachdem er gegangen war, aber beschwören könnte ich das nicht. Wir redeten kein Wort miteinander. Meist schauten wir am Abend gemeinsam die Sendung über das norwegische Königshaus und nachdem er gegangen war, löschte ich Mette Marit und das Licht und legte mich schlafen.

Der Versorgungsschlitten kam auch im Dezember einmal vorbei, brachte mir neues Bier, eine Palette mit Eiern, getrockneten Speck und einige Pakete mit Walnussbrot. Ich hatte das weder bestellt, noch hatte sich jemand von der Lieferfirma vorher gemeldet, um nachzufragen, was er bringen sollte. Der Schlittenmann brachte es mir wie selbstverständlich, ließ sich den Erhalt quittieren und verschwand, ohne mit mir gesprochen zu haben.

Am 18. Dezember geschah etwas Ungewöhnliches: Ich sprach. Nach über zweimonatigen tonlosen Kopfgesprächen hatte ich meine Sprache urplötzlich wiedergefunden und erschrak beim Klang. Es war abends und nichts war anders als in den Wochen davor gewesen. Der Mann saß vor mir, trank Bier und wir schauten zusammen die Sendung über das norwegische Königs-

haus. Plötzlich brach es aus mir heraus. Ich fragte ihn, wie es ihm ginge.

Er sah mich ernst an. »Dieses Jahr sind die Fernseher noch größer und schwerer,« sagte er. »Aber das Programm ist nicht anders. Ich verstehe nicht, warum alle einen neuen Fernseher haben wollen.« Er wandte sich wieder dem Bericht über das Königshaus zu. Es erschien die Stelle, an der berichtet wurde, dass Mette Marit gerne ihre Freizeit an und auf dem Meer verbrachte.

»Vielleicht«, antwortete ich, »damit alle zur gleichen Zeit noch mehr Mette Marit bekommen können. Wenn alle größere Fernseher haben, dann kriegen auch alle mehr Kronprinzessin nach Hause geliefert. Wenn alle den gleichen, also den alten kleinen Fernseher behalten würden, dann wäre die einzige Möglichkeit, mehr Mette Marit nach Hause zu kriegen, indem Mette Marit selbst dicker würde. Dann würde sich mehr fette Mette auf die gleiche Anzahl an Fernseher verteilen. Das aber will wahrscheinlich Mette Marit nicht. Ich schätze mal, die ist eitel.«

Ich fand die Überlegung nicht nur stringent und logisch, ich fand sie auch lustig. Vor allem aber fand ich gut, dass ich nach all den Monaten des Schweigens wieder zurück zu meiner Sprache gefunden hatte. Ich hätte gerne das bauchige Lachen meines einzigen Gas-

tes gehört und wartete auf den Lohn für diesen guten Witz.

»Du bist gern lustig, stimmt's?«, fragte er mich und ich nickte von seinen nüchternen Worten etwas eingeschüchtert mit dem Kopf.

»Hm.«

Das war alles, was er sagte. Er wandte sich wieder von mir weg und schaute weiter auf den Fernseher. Irgendwann zahlte er und ging. Am nächsten Morgen kam er nicht. Ich hatte die ganze Nacht über wach gelegen und nachgedacht, ob ich mich vielleicht für mein Benehmen entschuldigen musste. Immerhin hatte ich die Königsfamilie, die mich doch all die Zeit über begleitet hatte, die mir also am nächsten stand, beleidigt.

Ich hätte mich dafür gerne bei ihm als Vertreter Norwegens in meinem Diner, stellvertretend für alle Norweger in anderen Dinern entschuldigt, aber dazu kam es nicht, denn er kam nicht mehr. Am Abend auch nicht und auch nicht an den darauffolgenden Tagen.

Stattdessen wurde vier Tage später ein Briefumschlag unter meiner Tür durchgeschoben. Mit zittrigen Händen hob ich ihn auf und konnte weder einen Absender noch eine Briefmarke oder einen Poststempel darauf entdecken. Als ich die Tür aufmachte, um nach dem Boten zu schauen, hauchte mir ein kalter Wind entge-

gen. Zu sehen war jedoch niemand. Vorsichtig öffnete ich den Umschlag mit den gezackten Enden meines Schlüssels. In dem Couvert war Geld. Es war mehr Geld darin, als ich für die Reise, die Miete und die laufenden Kosten des Schlittenmannes ausgegeben hatte. Erstaunt richtete ich den Blick auf den Begleitbrief.

Es war eine fristlose Kündigung. Ich sollte den kompletten Diner noch am selben Tage räumen. Man warf mir Vertragsbruch vor und begründete dies damit, dass in der Annonce ausdrücklich gestanden hätte. »Santa Claus Diner incl. Tankstelle an ernsthaften Interessenten in Norwegen zu verpachten.« Nun aber hätte sich herausgestellt, dass ich nicht ernsthaft genug sei und daher würde man mir, unter der Auszahlung einiger zusätzlicher Aufwendungen und einer geringfügigen Entschädigung, den Pachtvertrag entziehen und ihn anderweitig ausschreiben.

Noch am gleichen Tag verließen das Pony und ich die Tankstelle und den Diner. Ich ritt zurück in das Dorf, gab den Schlüssel der Kopfschüttlerin und verkaufte das Pony zum halben Preis zurück an ihren Mann. Mit dem Zug fuhr ich in die nächste Stadt und überlegte, was ich nun tun sollte. Ich hätte gerne Mette Marit einen Entschuldigungsbrief geschrieben, aber ich denke nicht, dass sie das richtig verstanden hätte, selbst wenn ich all das Erlebte der Reihe nach geschildert

hätte. Ein privater Sekretär von ihr hätte den Brief für den eines Spinners gehalten. Daher schenkte ich es mir, mich dafür zu entschuldigen, dass ich sie »fette Mette« genannt hatte.

Ein schlechtes Gewissen trieb mich um und überall währte ich den Mann mit dem Bart und der kanadischen Holzfällerjacke. Ich rettete mich in ein Café, trank heiße Milch mit Honig und schaute mir Zeitschriften an. Meinen Kopf beugte ich dabei tief hinunter, damit man von außen durch die Scheibe nicht mein Gesicht sehen konnte. Beim Lesen der Zeitschriften bemerkte ich etwas Sonderbares. Ich stieß in dem Stapel auf eine fast vergilbte und abgegriffene Fernsehzeitschrift und blätterte sie durch – aber nirgendwo war der Sender verzeichnet, auf dem jeden Tag die Reportage über das norwegische Königshaus gelaufen war. Mit eiskalten Händen zählte ich das Geld für die Milch ab, legte es auf den Tisch vor mir und ging eiligen Schrittes hinaus. Der Atemhauch von Lippen, die fast vollständig von einem schwarzen Bart bedeckt waren, war zu spüren und von irgendwo her roch es nach Walnussbrot. Es gab nur einen Platz, an dem ich vor ihm in Norwegen hätte sicher sein können, und das war der Jugendklub »Sletteheia«. Einen Moment lang dachte ich darüber nach, dorthin zu reisen, aber schließlich zog mich die an einem Tau um

meine Kehle geschnürte Angst in Richtung Hafen. Mein Herz schlug erst wieder ruhiger, als das Schiff die Leinen löste und die Antriebsmaschinen die Schrauben in Richtung Dänemark trieben. Die Fahrt über blieb ich unter Deck und betäubte mich mit Bier.

Ich weiß bis heute nicht, wer er war. Ich weiß nicht, ob er nicht vielleicht tatsächlich Santa Claus gewesen ist. Wenn, dann ist er so ganz anders, als ich gedacht hatte. Ein einsamer Claus, der jeden Abend alleine in einem Diner einer Tanke mitten in einem norwegischen Wald ein paar Biere trinkt und sich Filme über das norwegische Königshaus anschaut. Ein einsamer Claus, der gerne Walnussbrot isst und absolut keinen Spaß versteht.

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich Angst davor habe, ihm noch einmal zu begegnen, und dass ich mir aus genau diesem Grunde keinen neuen großen Fernseher zu Weihnachten wünsche. Warum auch?

»Die Fernseher werden größer und schwerer, das Programm aber ist immer das Gleiche«. Das hat er selbst gesagt.

Eine Betrachtung der Schönheit

Er ist eine seltsame Mischung. Ein bisschen ähnelt er Nikolai Sergejewitsch Walujew, dem 2,13 Meter großen russischen Schwergewichtsboxer. Anderes an ihm wiederum erinnert an Frank Sinatra.

Er betrat an diesem Morgen das Flughafenterminal und checkte über einen dieser neuen Automaten ein, die, ohne eine menschliche Kontaktaufnahme in Kauf nehmen zu müssen, das Reservieren eines Sitzplatzes ermöglichen. Das war genau das, was er brauchte – einchecken ohne menschlichen Kontakt aufzunehmen.

Er vermeidet ihn, wenn es möglich ist, so wie man einen Schnupfen, schlechtes Essen, Magengeschwüre oder Steuerrückzahlungen vermeidet. Und das, obwohl er eine Mischung aus Nikolai Sergejewitsch Walujew und Frank Sinatra ist.

Wäre es die Kraft von Walujew und die Eleganz oder aber zumindest die Stimme von Frank Sinatra, die sich durch den Zufall eines crossing overs einiger Gene in

ihm zusammengefunden hätten, dann wäre es ihm sicherlich möglich, auf einem Streifzug durch die Bars der Stadt in den Genuss von Blicken und sich hinter und vor ihm befeuchtenden Lippen zu kommen. Doch das ist nicht der Fall. Zum Teil liegt es daran, dass er keine Streifzüge durch Bars unternimmt. Jedoch, selbst wenn er dies tun würde, so hätte er sicherlich nur einen zweifelhaften Erfolg. Normalerweise dreht sich niemand nach ihm um, Frauen schauen weg, aus Angst, ihn etwas zu lange anschauen zu müssen. Ja, aus Angst, aus dem Schauen könne so etwas wie ein Starren werden. Ein Starren, das er vielleicht als langen Blick fehlinterpretieren könnte und so falsche Schlüsse ziehen würde. Sie schauen demonstrativ als ob sie damit nicht nur sich selbst, sondern ihre gesamte Sexualität vor ihm in Sicherheit bringen könnten. Als würden sie mit dem Wegdrehen des Kopfes das Vorhandensein ihrer Brüste und ihrer Vagina ungeschehen machen können oder als ob sie diese in die Handtasche neben sich legen könnten, um sie bei Bedarf, zusammen mit dem wiedergewonnenen Blick, einem anderen zu schenken. Sie befeuchten auch nicht ihre Lippen, wenn sie ihn sehen, denn er hat von Nikolai Sergejew das Aussehen und von Frank Sinatra die erhöhten Leberwerte und den Hang zum Alkohol. Das sind die Ähnlichkeiten und keine anderen.

Die Frauen, die nett zu ihm sind und ihn anlächeln, tun dies aus einem geschulten Berufsverständnis heraus. In einem Film hatte er gesehen, dass Stewardessen lernen, wie lange man einen Fluggast anschauen muss, bis dieser sich persönlich angesprochen und aufgehoben fühlt und doch nicht zu viel Nähe entsteht oder ein Interesse an mehr signalisiert wird. Das Anschauen eines Fluggastes ist eine einstudierte Handlung, die aus einer genau definierten Mischung aus Verbindlichkeit, Distanzierung und zügiger Abwicklung besteht. Er weiß das.

Er sitzt in dem Flugzeug, umgeben von Stewardessen und umherschweifenden Blicken der Mitreisenden und konzentriert sich darauf, nicht aufzufallen. Er ist nicht freiwillig an Bord gegangen. Er musste, aus beruflichen Gründen. Private kann er nicht haben, weil er nicht über so etwas wie ein Privatleben verfügt. Ein Leben, das zwar ihm gehört, auf das aber zugleich ein anderer zurückgreift, damit »man sich noch sieht« oder das Wochenende gemeinsam verbringt. Er hat kein Privatleben, niemanden, der sein Wochenende oder ihn zu sehen einfordert, ihn einfach am Wochenende ansehen will. Er sieht nun einmal so aus, wie er aussieht und riecht, wie er nun einmal riecht.

Das Aussehen eines groben Klotzes und der Duft eines ewig Betrunkenen machen ihn zu dieser abstoßen-

den Mischung, die jedoch nichts mit seinem makellosen Wesen gemein hat. Im Gegensatz zu anderen Männern hat er noch nie das Bedürfnis verspürt, körperliche Gewalt auszuüben. Weder anderen Männern, noch Frauen gegenüber. Er ist gutmütig, leiht anderen Geld und ein Ohr, wenn sie es brauchen. Er kauft Kaffee mit einem Transfair-Siegel auf der Verpackung und verbringt seine Urlaube mit dem unentgeltlichen Reparieren von Gartenzäunen an Kindergärten und Altenpflegeeinrichtungen. Er hilft, wo er kann und wo er nicht mehr helfen kann, bemüht er sich dennoch.

Aber niemand betrachtet die Schönheit eines neuen, chromglänzenden Aluminiumrohres, wenn es auf dem Gelände einer schwefelverarbeitenden Fabrik montiert ist. Eiligen Schrittes geht man daran vorbei. Ist ein ähnliches Aluminiumrohr hingegen am unteren Ende eines Kraftfahrzeuges verbaut, dann wiederum kann dieses gleiche Stück Metall unter einer Gruppe einfache strukturierter Männer sehr wohl für Aufsehen und Ansehen sorgen. Es drückt dann Kraft und Reichtum aus und besagt über den Eigentümer, dass dieser ein Verschönerer und Aufwerter, ein moderner Bildhauer ist. Das eben noch so missachtete Aluminiumrohr wird zum Sinnbild der Ästhetik. Es mag daher in der Gemeinschaft der Aluminiumrohre zu erheblichen sozialen Unterschieden und neidvollen Auseinandersetzungen

gen über Einbauort und eingesetzte Funktionalität sowie durchgeleitete Gerüche kommen.

Unser Mann, nennen wir ihn von nun an Nikolai Sergejewitsch Sinatra, sitzt in einem Flugzeug und starrt wie gebannt auf die Stewardess, die geduldig und routiniert erklärt, wie man einen Sitzgurt schließt, ein über den Kopf zu ziehendes Luftkissen aufbläst, einem Pfeil auf einem Boden mit Blicken folgt und eine Tür findet. Er findet das aufregend und es ist einer der wenigen Augenblicke, in denen er, ohne aufzufallen, das Tun kann, was er am liebsten immer täte – das unverhohlene Betrachten von Schönheit, ohne, dass die betrachtete Schöne sich wegdreht und ihre Brüste sowie ihre Vagina in die Handtasche packt und sich schwarze Kontaktlinsen einsetzt, bevor sie ihm ein letztes Mal ins Gesicht schaut, um ihm dann für immer den Hinterkopf zuzuwenden.

Nikolai Sergejewitsch ist nun 10.000 Meter hoch, betrachtet unter sich den Wolkenteppich und kneift hin und wieder eines seiner Augen zu, um der Helligkeit der Sonne zu entgehen. Er wird geradezu angestrahlt. Er könnte wie kaum ein anderer Mensch, ein Gegenüber davon überzeugen, dass es gut aussieht. Die überwältigende Mehrheit der Menschen braucht dafür einen Spiegel, besser noch einen, der sprechen kann und gut zuredet. Erst das überzeugt sie davon, tatsäch-

lich gut auszusehen. Ein sprechender Spiegel in der Gestalt eines Freundes oder Partners. Voll des Lobes. Nikolai Sergejewitsch wäre ein solcher Spiegel, aber er kommt ohne Sprache aus. Er braucht nicht die Hände an die Wangen zu drücken und »entzückend« zu rufen, es reicht aus, wenn er sich einfach neben jemanden stellt. Dann ist diesem im gleichen Moment von allen anderen Personen der Blick sicher, der da sagt: »Mein Gott, siehst du gut aus im Vergleich zu dem, was da neben dir steht.« Eine Gnade, sollte man meinen, ein begehrtes Subjekt, das immerwährend das eigene und selbst das alternde Ego streicheln könnte, und doch findet Nikolai Sergejewitsch keinen Menschen, der diese Annehmlichkeit durch ihn und mit ihm teilt und ihn dafür manchmal in ihn lässt.

Was Nikolai Sergejewitsch am meisten hasst, sind die Frauen, die sich wegrehen. Sie geben ihm nicht einmal mehr die Chance zu sagen: »Du bist schön. Würden alle so aussehen wie du, dann gäbe es nicht die Notwendigkeit, Popstars, Talkmaster und plastische Chirurgen auszubilden.«

Was Nikolai Sergejewitsch nicht weiß: Dieser Satz wäre sicherlich für viele das Originellste, was sie je gehört haben, hätte aber in etwa die gleiche Wirkung, als ob er sich auf einen Bürgersteig setzen, neben sich ein

Pappschild aufstellen und dieses mit den Sätzen füllen würde:

»Ich bin ein ehemaliger Strafgefangener und habe seit drei Jahren nicht gefickt. Helft – Danke.« Auch das ist originell, fände aber wahrscheinlich kaum Zustimmung.

Nikolai Sergejewitsch schnürt es den Brustkorb zu, wenn er darüber nachdenkt, er bekommt Schmerzen beim Atmen. Er wäre ganz sicher der treueste und netteste Mann, den eine Frau sich denken kann. Er ist so voller Liebe für das Gefühl, geliebt zu werden, dass es eine Sehnsucht bleiben wird, um die Reinheit des Gefühls nicht zu besudeln. Schweiß bildet sich auf seiner Stirn in 10.000 Meter Höhe. Er dreht an dem kugelförmigen Lüfter über ihm und wendet seinen Kopf dem Luftstrahl zu. Er macht ein bisschen die Augen zu und träumt.

Er hört die Stimme der Stewardess, die etwas über den Lautsprecher sagt. Ihre Stimme klingt aufgeregt, was ihn aufhorchen lässt, denn er kennt die mehrsprachigen hinwabernden Sätze, die die Flugbegleiterinnen sprechen können, ohne dass das Gehirn Teil des Vorgangs ist. Das Sprachzentrum einer Stewardess liegt tief im Rückenmark verborgen. Ein weiteres Mysterium in der Ansammlung der Fähigkeiten, die in einer Reihe mit der wegschließbaren Sexualität in der Handtasche steht. Doch diesmal klingt das gesprochene

Wort der Stewardess anders. Es klingt persönlich. Sie sagt etwas, das sie tatsächlich beschäftigt, etwas, das sie nur ausdrücken kann, weil ihr Gehirn dem Mund und der Kehle den Befehl dazu erteilt.

Nikolai Sergejewitsch schaut hinaus, in die Sonne, in das Licht, auf die Wolken. Er betrachtet die materialisierte Luft, die sich unter ihnen ausbreitet. Er denkt dass die Stewardess gleich an seinen Sitzplatz kommen und ihn fragen wird, was er trinken oder ob er nicht eine Uhr, ein Parfüm oder ein Plastikflugzeug kaufen möchte. Wenn sie geht, wird nur eine zarte Wolke ihres Duftes übrig bleiben, die luftgewordene Entmaterialisierung einer Stewardess. Der Gedanke daran zerreißt ihn und hinterlässt einen bleiernen Ball in seinem Leib. Er bemerkt den Schmerz wieder und erkennt zugleich, dass sein linker Arm lahm ist. Er möchte gerne mit der Hand die Kabinenluft zu seiner Nase fächeln, um den schwachen Duft ihres Parfüms zu riechen, aber er kann seinen Arm nicht heben. Die Luft, die in sein Gesicht bläst, kühlt seinen Schweiß nicht ab, der weiter auf seiner Stirn steht.

Plötzlich sieht er ihre Augen vor sich. Sie beugt sich zu ihm herunter, sie spricht mit ihm. Nikolai Sergejewitsch ist irritiert. Sie, die Schöne, schaut ihn an, sie spricht mit ihm, aber er hört sie nicht. Er scheint zu aufgeregt zu sein, um ihre Worte verstehen zu können.

Ein Mann steht neben der Stewardess, auch er spricht mit ihm, auch ihn hört er nicht. Die Stewardess legt ihre Hände auf seine Stirn, sie wischt ihm seinen Schweiß mit ihrer Handinnenfläche ab. Es ist, als ob sie ihn streicheln würde. Sie schaut ihn an, lange, und in ihrem Blick ist kein Ekel, in ihrem Blick ist keine Verachtung oder eine die sorgsam einstudierte Professionalität zu erkennen. Sie sieht ihn besorgt an. Sie sieht tatsächlich so aus, als sei sie besorgt – um ihn, um Nikolai Sergejewitsch Sinatra. Er schaut zurück und konzentriert sich auf diesen Blick, als könne er ihn auf diese Art und Weise für immer an sich binden. Als könne er in das Schwarze ihrer Pupille steigen und Teil des Blickes selbst und damit ihres Körpers werden, dieses schönen Stewardessenkörpers. Wenn er erst einmal Teil ihres Blickes geworden ist, dann kann sie sich nie wieder vor ihm verstecken, denkt er sich. Sie betrachtet ihn, sie spricht mit ihm, er hört sie nicht, er ist zu glücklich über das, was gerade passiert. Er wird betrachtet. Ausgiebig und besorgt, fürsorglich. Vielleicht zum ersten Mal wird er so ausgiebig, ohne Abwehr und Ekel betrachtet, und ihm ist, als ob sie tatsächlich seine Schönheit sehen.

Männerfantasien

Katwitz setzte behutsam ein Bein nach vorne. Sein Blick war auf das grün blinkende Ampelmännchen gerichtet, dessen Bewegungsvorschlag er aufnahm. Eben noch hatte er nachgedacht, wie man beiläufig an roten Ampeln nachdenkt. Unzusammenhängend. Ein Brotkorb, der als Sonderangebot angeboten wurde, war ihm zuerst eingefallen, dann ein Tapeziertisch, den er sich schon immer zulegen wollte. Nur wofür? Er hatte nicht vor, zu tapezieren und besuchte auch keine Flohmärkte, auf denen er ihn hätte einsetzen können. Aber tief in seinem Inneren hatte er wohl immer den Wunsch gehegt, einen solchen Tapeziertisch zu besitzen. Vielleicht, so dachte er, nur um ihn zu haben, damit so etwas wie Ruhe einkehren würde. Dann flohen seine Gedanken und verirrten sich in den Weiten von Einzelbildern. Plötzlich überlegte er, wie lange es wohl noch dauern möge, bis seine Frau in die Wechseljahre kommen würde. »Ja ja, so hatte er noch gedacht, Frauen kommen in die Wechseljahre und Männer in die Auswechseljahre, das ist der Lauf

der Dinge.« Katwitz war froh über diese Erkenntnis, die er nur Dank der roten Ampel gewonnen hatte. Anschließend schaute er einer viel zu jungen Frau, die mit ihrem Fahrrad an ihm vorüber fuhr, viel zu intensiv nach und überlegte sich, ob sie vielleicht eine Austauschfrau werden könnte. Er setzte seine Bewegung fort und sah im linken Augenwinkel ein Fahrzeug auf sich zukommen. Sein noch morgendlich betäubtes Gehirn hatte die Gefahr nicht zuordnen können, denn es war kein warnendes Motorengeräusch zu hören gewesen. Es glitt lautlos heran, auf drei Rädern, eines vorne, zwei hinten und der hintere Teil des Fahrzeugs, die Kabine, mit einer Plane überspannt, die ihn eher an das Material eines Flugdrachens erinnerte. Ein solches Fahrzeug hatte er schon oft gesehen. Nur wo? Ihm fiel es nicht ein. Und dieser Bruchteil einer Sekunde, diese verzögerte Eindeutigkeit der Zuordnung ließen ihn erstarren, anstatt dass er sich instinktiv zur Seite bewegt hätte. Er blickte auf die großen Mauern des Oberlandesgerichtes, das sich vor seinen Augen wie eine Burg erhob. Dann spürte er einen stechenden Schmerz in seinem Bein. Der Wagen hatte ihn erwischt. Er straukelte, fiel hin und es wurde um ihn herum für eine Zeit lang dunkel. Irgendwann erlangte er sein Bewusstsein wieder.

Ein Geländekinderwagen – das war es. Nun fiel es ihm ein. Er hatte hunderte davon in den Parks der Stadt ge-

sehen, hatte gesehen, wie Jogger ihn vor sich herschoben, wie Mütter ihn beiläufig zogen, wie Kinder darin lagen und viel zu laut Worte übten. Aber einen führerlosen Geländekinderwagen auf einer Hauptstraße hatte er noch nie gesehen und deshalb auch nicht rechtzeitig die Gefahr erkannt. »Wie ist das möglich?«, dachte er. Und wie oft das wohl geschehe, dass Männer vor einem Gericht, nur, weil sie jungen Frauen auf Rädern hinterherschauten, augenblicklich von einem Kinderwagen überrollt wurden. Gibt es Gott?

Katwitz spürte Angst durch seinen Körper kriechen. Sicherlich, er war nicht der Erste, der kurz vor einem Auswechselfahr von einem Kinderwagen heimgesucht wurde, das war vielen seiner Freunde so ergangen und am Schluss hatten sie alle ihren eigenen Jeep verkaufen müssen und für ihre Frauen einen solchen, einen Geländewagen mit drei Rädern bei Ebay ersteigert. Den hatten sie dann nie selber fahren dürfen, weil ihre Frauen ihnen nicht das Steuer überlassen wollten. Die Preise aber waren für beide Wagengattungen erschreckend identisch, das wusste er aus Erzählungen. Ein Geräusch riss ihn aus seinen Überlegungen.

Katwitz blickte auf.

Ein kreisrundes Gesicht starrte ihn zahnlos an. Der Wagen war also gar nicht führerlos gewesen. Mit einer kopfschüttelnden Bewegung spuckte das Kind eines

dieser Saugwerkzeuge in sein Wageninneres und sagte:
»Katwitz, du musst aufpassen, bevor du über die Straße gehst. Du wirst noch daran sterben, dass du jungen Frauen auf Fahrrädern hinterberschaust. Der Straßenverkehr duldet keine Unachtsamkeit. Und nimm dich in Acht vor Kindern. Wir sind schneller da als du denken kannst.«

»Aber ich passe doch immer auf«, sagte Katwitz, »und überhaupt, was ist eigentlich passiert?«

»Du hast eben nicht aufgepasst!«, kreischte das Kind.
»Nicht richtig und du hattest einen Unfall und nun bin ich da. Ich beziffere den Schaden an meinem Geländewagen übrigens auf ca. 7.000 Euro. Er muss völlig neu lackiert werden. Außerdem habe ich ein Schleudertrauma. Das kostet dich Kopf und Kragen und eine Zivilklage. Wir sehen uns vor Gericht. Da hast du es ja nicht so weit. Ist ja hier auf der gegenüberliegenden Straßenseite« Das Kind zog seinen Kopf zurück hinter die Plane seines Geländewagens und fuhr fort. Mit trüben Augen blickte Katwitz dem Gefährt nach.

Katwitz schüttelte sich und ... wachte auf.

Schweißdurchtränkt klebte sein Pyjama an seinem Körper und mit der Hand neben sich greifend, nahm er den Arm seiner Frau und legte ihn sich über die Brust, in der sein Herz wild, aber rhythmisch schlug. Zurück in den Schlaf fand er jedoch nicht mehr. Er zog sich leise an, ging in seine Garage und streichelte ein letztes Mal seinen Jeep.

Endlich Raucher

Deutschland ist ein schönes, nein, Deutschland soll ein schönes Land werden, zumindest auf dem Papier. Das wird auch gelingen, solange das Papier eine Landkarte ist und man alle anderen Länder drum herum abschneidet, zerknüllt und wegschmeißt.

Und damit es noch schöner wird, soll es auch gleich noch rauchfrei werden. Ganz ohne Filterpapier. Das ist gut so, aber wem hilft das? Und vor allem, wohin führt uns das?

Ins Nirgendwo! Weil keiner mehr weggeht, also führt es niemanden mehr irgendwo hin und damit ins Nichts!

Früher, ja früher, da gingen die Menschen noch aus, besuchten Kneipen und Cafés und tranken und lachten und rauchten. Eine samtene blaue Wolke zeigte von weitem die Orte der Gemütlichkeit an und ein Zigarettenstern hing am Himmel und wies mit einem Schweif aus Filterpapier den Weg – oder der Zigarettenstern stand auf einem Wohnzimmertisch einer 70er-Jahre-Party und lud zum kräftigen Rauchen ein. Drohte er zu

verlöschen, ging man kurz zum wohnzimmergroßen Zigarettenschrank und schenkte noch zwei Päckchen nach. Damit es keine Rauchstern-Super-Nova gab. Gute Zeiten waren das, voll des Wohlstands und Einklangs. Man teilte seine Sorgen und Kippen und Feuer. Und die, die nicht weggingen, die blieben daheim und gingen abends dann doch weg, weil sie kurz einmal ums Eck mussten, um Zigaretten zu holen. Ein allabendlicher Ruck durch Deutschland, eine Bewegung, die mobilisieren konnte. Das fällt ja jetzt weg. Niemand wird mehr irgendwo hingehen, niemand wird sich mehr bewegen. Es gibt einfach keinen Grund mehr dafür. Die Alten bleiben liegen, die Osteoporosezahlen steigen. Bettlägrigkeit, Missmut und psychosomatischer Trosthusten werden Einzug in die Stuben halten, in denen völlig vereinsamte Menschen ein tristes Dasein fristen und nachts von kleinen blauen Wolken träumen. Das soll dann gut sein – für die Gesundheit. Zweifel sind hier angebracht.

Einer Studie der Steuwasand-Stiftung zufolge lernen sich 63 Prozent aller späteren Ehepartner beim Reichen des Feuers lieben und später sogar kennen. Nichtrauchen weckt daher trübe Aussichten bezüglich der Eheschließungs- und Geburtenrate in diesem Land. Vertrocknete, nichtrauchende Frauen werden vor geilen, aber ratlosen Männern stehen, die einfach

nicht wissen, was sie einer Frau anderes anbieten können als Feuer.

Psychologen befürchten durch den Wegfall dieser einzig unkomplizierten Anbahnung- und Annäherungsgeste einen rapiden Anstieg an Singlehaushalten und männlichem Haarausfall. *»Wir werden in Trainingsprogrammen völlig neue Zugangswege zum vorkoitaleen Miteinander einstudieren müssen, wenn Männer den Frauen kein Feuer mehr geben können«*, so ein namenloser, aber bedeutungshungriger Sexual-Psychologe im Morgenmagazin des ZDF. Das Repertoire der meisten Männer sei durchaus eingeschränkt und einer Umfrage nach kennen 80 Prozent nur zwei Annäherungsgesten: Den Griff zum Feuer und den zum Po.

Derzeit werden daher in Versuchsreihen Alternativen erprobt und auf die soziale Wirksamkeit bei Frauen hin untersucht. Vielversprechend ist dabei der sanfte Griff nach der Brille, die der Mann dann liebevoll putzt und der Umworbenen wortlos zurück auf die Nase schiebt. *»Ein probater Ersatz«*, so der Psychologe. Die positiven Werte kämen schon nah an das Feuergeben heran. Nur gäbe es weit mehr Raucherinnen als Brillenträgerinnen, hinzu käme noch, dass viele Frauen Kontaktlinsen tragen und eine Kontaktlinse kriegt man nicht so einfach aus dem Auge raus. Außerdem müsse man sie nicht putzen, das verkompliziere die Ausweichmöglichkeit. Brillenträgende Frauen sind also klar im Vorteil in

nicht rauchenden Zeiten. Doch das Tragen einer Brille kann kein Ausweg sein.

Die Suche in den Labors geht weiter. Das Rauchen hört auf.

Leider – oder will hier jemand Feuer?

Interview mit einem Raucher

»Meine Damen und Herren, wir sind froh, in der heutigen Radiosendung ‚Ohne Sucht nur Flucht‘ einen der bekanntesten Raucher begrüßen zu können. Liebe Hörerinnen und Hörer daheim, bei mir ist Ismael Fischmord, Raucher der frühen Stunde und vor allem bekannt geworden mit seinen Rauchhappenings auf der Documenta in Kassel. Herr Fischmord, wie sind Sie eigentlich zum Rauchen gekommen?«

»Nun, ganz genau kann ich das nicht mehr sagen, aber mich hat das Thema von frühester Kindheit an interessiert und begeistert. Ich war jung und brauchte kein Geld, hatte aber welches und so habe ich mir mit... – ich glaube ich war vier – die erste Stange gekauft und an zwei aufeinander folgenden Tagen weggeraucht.«

»Sie haben mit vier Jahren eine Stange Zigaretten weggeraucht? Das ist wirklich beachtlich.«

»Nun, Sie wissen ja, wie Kinder sind. Wenn man ihnen eine Tüte Gummibärchen vorlegt, dann essen sie sie auf und so war es halt bei mir mit meiner ersten Stange Zigaretten.«

»Herr Fischmord. Sie sind ja erst verhältnismäßig spät zum Konzeptraucher geworden und haben hier doch einige Erfolge feiern können. Ihre Nebelwand, beispielsweise, sorgte auf der Art Cologne für Aufsehen und hat Ihnen den großen Preis der Jury eingebracht. Die Nebelwand war, für die Zuhörerinnen und Zuhörer, die Sie nicht kennen, eine Doppelplexiglaswand, deren Hohlraum vom Künstler selbst im Rahmen eines ‚Smoke-ins‘ vollgequalmt wurde. Sie steht heute im Museum of Modern Art in Braunschweig und gilt als Meilenstein der Rauchkunst. Herr Fischmord, Sie haben in zahlreichen Schriften den Begriff des ‚Intentionalen Rauchens‘ begründet und ein geschlossenes theoretisches Fundament vorgelegt. Können Sie uns in Kürze sagen, um was es beim intentionalen Rauchen geht?«

»Nun, das kann man natürlich nicht bei einer Zigarettenlänge umfassend vorstellen. In den Grundzügen geht es aber darum, das Gelegenheitsrauchen oder aber das Entlastungsrauchen zunehmend als naive Vorstufe des eigentlichen, des intentionalen Rauchens zu begreifen. Intentionales Rauchen geschieht nicht assoziativ oder nebenbei. Das Rauchen wird geplant, in einen größeren gesellschaftskritischen Rahmen eingebettet und dann wird

im Kollektiv voll durchgezogen. Beispielsweise haben wir mit 4.000 Rauchern vor Magdeburg eine Rauchschwade auf der Autobahn erzeugt und so auf die Sinnlosigkeit von Rußpartikelfiltern bei Autos aufmerksam gemacht. Oder unsere Aktion in New York. Wir haben die Freiheitsstatue völlig eingenebelt und die Frage gestellt, was an Demokratie in diesem Land noch sichtbar ist. Das sind Beispiele für intentionales Rauchen. Mittlerweile gibt es eine Künstlergruppe in Frankreich, die sich ‚Ernte 23‘ nennt und ähnliche Aktionen durchführt. Intentionales Rauchen ist zu einer revolutionären Künstlerbewegung geworden.«

»Um was geht es Ihnen dabei? Was sind die wesentlichen Dinge, die Sie mit Ihren Aktionen verändern wollen? Auf was möchten Sie aufmerksam machen?«

»Och, so genau steht es noch nicht fest und die Ziele sind eigentlich in der konkreten Aktion zu sehen und verändern sich. Bei unserem parallelen ‚Smoke-in‘ auf 200 deutschen Schulklos haben wir beispielsweise Rauchen als Schulfach ab der Mittelstufe eingefordert. Mit der Mehr-Teer-Aktion in Bitterfeld war verbunden, sich gegen den Abriss der schönen Schloten der alten Fabriken zu wenden. Sie sehen, dass wir uns vielfältig bewegen und unsere Aktionen vor allem einen politischen Hintergrund haben.«

»Herr Fischmord, das sind beeindruckende Beispiele für den Kampfeswillen und die Kreativität der Raucher

und ich denke, dass Sie unter den Zuhörerinnen und Zuhörer auf ein breites Verständnis stoßen. Abschließend noch eine Frage, die sich sicherlich viele unserer Zuhörer zuhause stellen: Was planen Sie, um sich gegen den Vorstoß des Dachverbandes der Gastronomen zur Wehr zu setzen, der vorsieht, nur noch wenige Raucherbereiche einzurichten und teilweise komplett auf das Rauchen in Kneipen zu verzichten. Gibt es Aktionen von Ihrer Gruppe.«

»Ja, die wird es in jedem Falle geben und ich betone, es wird sie geben müssen, denn wir lassen uns nicht auf die Hinterbänke schmutziger Bahnhofskinos abdrängen. Aber hier ist nicht nur Kampfeswillen, sondern auch Erfindungsgeist gefordert. Wir haben eine Kooperation mit der NASA beschlossen, die für uns ein geschlossenes Helmsystem entwickeln wird, wie es Astronauten verwenden. Unter diesem Helm kann man rauchen und die Luft wird über einen Filter sofort wieder gereinigt und unter den Helm zurückgeführt. Das wird sich in Kneipen sicherlich durchsetzen und bald zum gewohnten Anblick werden.«

»Kann man sich denn unter diesem Helm unterhalten?«

»Na ja sicherlich, aber nur über Funk. Das reicht aber den meisten Menschen, wenn man bedenkt, wie viele Leute in Kneipen sitzen und eigentlich nur mit ihrem Handy telefonieren.«

Hier muss man Prioritäten setzen und wir denken: Inhalieren geht vor Diskutieren.«

»Herr Fischmord, ich danke Ihnen für dieses Gespräch und ich darf mich auch im Namen all der Raucherinnen und Raucher draußen an den Radios bedanken, denen Sie sicherlich Mut gemacht haben. Wir gehen also blauen Zeiten entgegen. Das liebe Hörerinnen und Hörer war unsere heutige Sendung ‚Ohne Sucht nur Flucht‘ mit dem Studiogast Ismael Fischmord. Schalten sie auch das nächste Mal ein, wenn unser Thema lautet: ‚Kohlesubventionen stoppen, Koksabbau ausbauen‘. Unser Gast in der Sendung wird Michel Friedmann sein.«

Der Makler

Er kam in mein Büro und sah entsetzlich aus, wie jemand, dem das harte Leben wirklich zusetzt. Keine Frage, dass dieses Häufchen Elend vor mir Hilfe brauchte – meine Hilfe, die Hilfe eines Experten.

»Und, was steht an, Mister?«, fragte ich ihn.

»*Ich... ich kann nicht mehr*«, stammelte er und schritt ans Fenster. Mit Zeige- und Mittelfinger schob er den Vorhang eine Hand breit zur Seite und blickte auf die Straße.

»Sie werden verfolgt?«

»*Nein... äh ... oder besser, ich weiß es nicht so genau*«, war seine Antwort. »*Es würde mich nicht wundern, wenn es so wäre. Ich habe in der letzten Zeit ziemlich viele Menschen vor den Kopf gestoßen, es könnte sein, dass mich einige davon nun verfolgen. Aber es gibt anderes, das mich verfolgt.*«

»Erzählen Sie«, forderte ich ihn auf. »Ich muss alles wissen, wenn ich Ihren Fall übernehmen soll.«

»*Also*«, begann er mit seiner Erzählung, wie fast alle guten Erzählungen mit dem Wort »also« beginnen. »*Es war vor ein paar Jahren. Ich hatte die Nase voll von all dem*

Rummel um meine Person, von den Talkshows, den endlosen Diskussionen mit den Joghurtherstellern, die mein Gesicht auf eine Knick-Ecke drucken und mich dafür mit Geld überschütten wollten. Zog ich ein Hemd einer Sportmarke an, war es am übernächsten Tag ausverkauft. Schrieb ich einen Artikel für eine Zeitung, dann verdoppelte sich sofort deren Auflage. Moderierte ich eine Show, stürzte Thomas Gottschalk in den einstelligen Einschaltquotenbereich ab. Es reichte mir. Ich wollte raus aus dem Karussell des Ruhms. Mein Manager fand das unvernünftig, aber ich habe ihm gesagt, dass ich genug davon habe, dauernd Trends vorzugeben und dass ich mal was anderes erleben möchte. Ausspannen, komplett ausspannen. Mein Manager hat mir dann einen Makler vermittelt, aber ich bin, glaube ich, an den falschen geraten. Er hat mich abgezockt. Deswegen komme ich zu Ihnen. Sie gelten als der Beste.»

»Ich weiß«, sagte ich.

Er goss sich einen dreistöckigen Whiskey ein, den ich ihm nicht angeboten hatte und im Kopf addierte ich die Minuten des Gespräches und den Whiskey zu so etwas wie einer Rechnung. Er fuhr fort.

»Also. Ich hatte ihm gesagt, dass ich gerne mal einer Randgruppe angehören würde, dass ich Urlaub bräuchte, dass ich etwas Abwechslung will. Ich wollte etwas machen, das niemand beachtet, wo mich niemand beachtet. Er hat mir dann verschiedene Kataloge von Randgruppen vorgelegt, in denen es noch freie Plätze gab. Eine Zeit lang habe ich es als Vegetarier probiert. Aber mittlerweile sind überall Bio-Supermärkte entstanden, Filme

zeigen die ganze hässliche Fratze der Nahrungsmittelproduktion. Es ist schick geworden, Vegetarier zu sein. Man muss sich auf Parties nicht einmal mehr schämen. Es gibt keinen Wurstsalat mehr. Es machte mir irgendwann keinen Spaß mehr. Also habe ich ihn wieder aufgesucht.«

Der Whiskey floss gurgelnd in seinen Magen und die Sonne, die durch das Fenster schien, brach sich in dem leeren Glas und warf einen zersplitterten Regenbogen auf die Wand meines Büros.

Ich kannte Menschen wie ihn, Ich kannte ihre Probleme – ich hatte lange genug selber unter meiner Popularität und den Verkaufszahlen meiner Bücher gelitten, bevor ich mich selbstständig gemacht hatte und nun in Ruhe dem Job eines Randgruppenmaklers nachging.

»Ich bin zurück zu meinem Makler gegangen und habe ihn angeschrien, habe gesagt, dass ich etwas Individuelles suchen würde, etwas, für das sich keine Sau interessiert. Er hat mich dann angemeldet bei einem Handballfanclub vom TuS Lemgo. Das ging auch ganz gut. Ist ein beschissen verschlafenes kleines Nest und ein paar Hundert Leute interessieren sich dafür, was die da in der städtischen Turnhalle so machen. Für Handball hat sich anfangs wirklich niemand interessiert. Aber wahrscheinlich haben sie herausbekommen, dass ich mich dafür interessiere und dann haben sie die WM hier nach Deutschland vergeben. Okay, hatte ich mir anfangs noch gesagt. Muss ja keinem auffallen. Die Mannschaft fliegt raus, das kriegt keiner mit und am Ende bleibt alles beim Alten. Aber haben sie das gesehen, erst in der

Dortmunder Westfalenhalle und in der Arena in Köln? Das Halbfinale und dann das Finale und diese Titelfeier? Grässlich. Oh Gott, das war wirklich schrecklich«, stöhnte er auf und ich sah den Schmerz, den er durchlitten haben musste.

»Sondersendungen, Direktübertragungen aus dem Klo des Trainers, Familienstories vom linken Kreisläufer. Überall Kamera-teams, die sprachlose und betrunkene Fans befragen, wie sie sich nun fühlen und wie sie Heiner Brand danken möchten. Ist das etwa die Aufmerksamkeit, die man einer Randgruppe widmet? Man hatte mir sogar angeboten, die Medaillen zu überreichen, aber ich habe sofort abgewunken und sie haben den Ersatzmann, den Köhler, genommen. Ich fühle mich komplett verarscht«, sagte er.

»Nun«, fuhr ich dazwischen, ehe er mir noch weiter aus dem Sumpf seines Lebens erzählen konnte. »Ich muss ihnen leider sagen, dass der Randgruppenmakler, den sie hatten, entweder sein Gewerbe nicht versteht oder nicht über die entsprechende Kontakte verfügt«, machte ich ihm Mut und rechnete im Kopf die Minuten des Gesprächs, den Whiskey und meine Maklercourtage zu so etwas wie einer Rechnung zusammen.

»Was würden Sie tun? Was können Sie tun?«, fragte er mich.

»Nun, ich glaube zunächst muss ich Sie aus der Schusslinie ziehen«, sagte ich. »Sie müssen sich beim TuS Lemgo sofort abmelden. Da werden ab morgen pickelige Jugendliche Schlange stehen, um sich Trikots

zu kaufen und um selbst ein Bällchen ins Tor zu werfen. Es wird Weihnachtsfeiern und Tombolas geben und sobald jemandem klar wird, dass Sie dort Mitglied sind, werden Sie Ehrenpräsident und Stargast und Ihre Frau wird an der Seite von Anna Netrebko Galas zugunsten krebskranker Kinder organisieren müssen. Das ganze altbekannte Elend. Sie brauchen Soforthilfe und müssen da raus. Handball ist von nun an tabu. Ferner ist Biathlon, Bungee-Jumping oder Skispringen absolutes Gift für Sie. Sie vertragen auch kein quilten, kochen oder heimwerken. Das ist ebenfalls gefährlich für Sie, Sie könnten damit erfolgreich werden und am Ende wird Quilten olympisch und Sie werden Mitglied des olympischen Komitees.«

Ich wusste, wie ich mit der Angst meiner Kunden spielen konnte. Ich wusste, welche Kraft in den Ausführungen meiner Imagination lag und auch diesmal täuschte ich mich nicht bezüglich der Wirkung. Er wurde blass, verlor noch im selben Moment sieben Kilo und war kurz davor, sich zu erbrechen bei dem Gedanken an mein Szenario. Ruhm ekelte ihn an, ich sah es und er tat mir Leid.

»Was kann ich denn tun?«, fragte er. »Wo soll ich denn hin?«

Ich hatte ihn am Boden und er winselte. Ich hatte ihn so weit, dass er mir, ohne mit der Wimper zu zucken,

einen Blankoscheck ausstellen würde, wenn ich ihm ein Licht am Ende des Tunnels aufzeigen würde.

»Ich brauche ein paar Tage«, log ich ihn an, »dann werde ich Sie schon irgendwo unterbringen, wo Sie nicht auffallen und wo Sie in Ruhe einer Randgruppe angehören können. Aber billig wird das nicht...«, fügte ich hinzu. Leben kehrte zurück in sein Gesicht und der traurige Schleier seiner Augen lichtete sich, als ob ich eine Jalousie am Morgen hochgezogen hätte.

»Kleines Senfkorn Hoffnung«, dachte ich.

Natürlich hätte ich ihn sofort vermitteln können, ich hatte exzellente Randgruppenkontakte. Ich kannte Briefmarkensammler, Kabarettisten, Literaten und Vereinigungen von Männern mit Schnäuzern; ich hatte Kontakte zu Anglern, Bonanzafahrradfahrern und Dauerwellenträgern. Ich kannte sie alle. Aber das wäre zu einfach gewesen und für ihn auch nicht kostspielig genug. Der Geschmack der Exklusivität braucht die Reife der Zeit. Er gehörte zu der Sorte, die viel dafür springen lassen würde, wenn man ihm eine exklusive Randgruppe und keine von der Stange vermitteln würde. Diskretion und guter Geschmack war ihm wichtiger als ein Stapel bunter Scheine.

»Lassen Sie Ihre Telefonnummer hier, ich rufe Sie in den nächsten Tagen an«, sagte ich und er verließ mein Büro, nicht ohne mir die Hand beim Abschied zu zer-

quetschen. Als er gegangen war, kühlte ich die gedrückte Rechte mit Eis und mein heißes Inneres mit einem hochhausgemäßen Whiskey, den ich ihm auf die Rechnung schreiben würde.

Mein Telefon lief an den folgenden Tagen heiß, ich vernetzte den Globus und rund 41 Prozent aller weltweit versendeten Mails an diesen Tagen kamen aus meinem Büro. Am Ende hatte ich Antworten aller alten Randgruppenkunden von mir. Ich hatte Mails von Osama bin Laden, von Udo Jürgens und von George Clooney, dem ich erfolgreich eine unglaublich hässliche Schlampe mit künstlichen dicken Titten vermittelt hatte. Er hatte genug gehabt von den netten und intelligenten Mädchen. Er war mir noch was schuldig und von ihm kam der entscheidende Tipp. Clooney hat Format, keine Frage.

Ich wertete den ganzen Abend über die Mails, Vorschläge und Freundlichkeiten aus und schrieb an den folgenden Tagen die Möglichkeiten und das Angebot zu einem Portfolio zusammen.

Er kam 15 Minuten nach meinem Anruf und sah aus, als hätte er seit unserem letzten Gespräch nicht geschlafen, sondern die Nächte damit verbracht, beständig um den Block zu laufen, in dem mein Büro war.

»Ich habe was für Sie«, sagte ich. »Exklusiv, fast unbekannt und ohne die geringste Chance, sich durchzusetzen.« Er schaute, als hätte ich ihm eine nackte indische Prinzessin auf die Knie gelegt, die kleine Rubine in ihr Schamhaar eingeflochten hatte.

»*Was, was ist es?*« Seine Stimme überschlug sich beinahe.

»Kennen Sie Snooker?«, fragte ich ihn.

»*Snooker? Sie meinen dieses Billardspiel mit den kleineren Kugeln?*«, fragte er zurück.

»Genau das. Snooker wird mit 52,2 Millimeter großen Kunstharzbällen und einem speziellen Queue auf einem zwölf mal sechs Fuß langen Tisch gespielt. Snooker ist kompliziert, extrem langweilig und interessiert außerhalb des Commonwealth niemanden. In England haben einmal 18 Millionen Menschen ein Endspiel im Fernsehen angeschaut, mehr als beim Fußball je erzielt werden konnte, aber hierzulande liegt Snooker im Koma ohne Chance auf Heilung. In Deutschland gibt es nur 4.000 spielende Personen in einigen wenigen Vereinen«, las ich aus meinem Bericht vor.

»*Aber ist das nicht zu gefährlich? Ich meine, es wird bei Eurosport und über BBC übertragen und so. Kann das nicht auch hierzulande populär werden?*«, fragte er etwas eingeschüchtert, nichtsahnend, dass ich ihm erst die erste Sprosse einer Leiter in den Turm von Rapunzel verkauft hatte.

»Nun, Sie sollen ja nicht selbst Snooker spielen, um Gottes willen. Das sollen Sie eben nicht machen. Sie sollen in einen Fanclub eintreten. Das wäre an und für sich schon ziemlich absurd,« antwortete ich und musste lachen bei dem Gedanken, wie man Teil eines Snooker-Fanclubs wird. »Aber jetzt kommt das Beste«, fuhr ich fort und machte eine Pause, um ihm Zeit zu geben, zu atmen.

»Also«, sagte ich, so wie alle guten Erklärungen mit einem »also« beginnen.

»Sie werden nicht nur Mitglied in einem Fanclub, Sie werden ein Hooligan werden. Sie werden ein Snooker-Hooligan. Es gibt weltweit überhaupt nur vier Snooker-Hooligans«, führte ich meine Gedanken weiter aus. »Snooker ist gesellschaftlich hoch anerkannt, man hält Etikette ein. Es ist ein adeliges Spiel, zu dem Hooligans gar nicht passen wollen. Die vier bekannten Snooker-Hooligans sind allesamt adelig, jeder von ihnen ist in psychiatrischer Behandlung. Das ist die exklusivste und unglaublichste Randgruppe, die man sich vorstellen kann.«

»Aber das ist doch gefährlich, ich könnte verletzt werden«, warf er ein und ich sah die Angst, aber auch den Kitzel des Abgrundes in seinen Augen.

»Nein, unwahrscheinlich«, beruhigte und enttäuschte ich ihn zugleich.

»Die Regeln der Treffen sind einfach und absolut ungefährlich. Man verabredet sich für vor oder nach einem Spiel, schreit sich Namen berühmter Spieler, wie Ronnie O`Sullivan oder Steve Davis zu und fängt an, sich mit kleinen bunten Kunstharzbällen auf abgelegenen Parkplätzen zu bewerfen. Man wird aber nie getroffen, weil man in Deckung hinter seinen Wagen gehen darf. Außerdem steht man extrem weit voneinander entfernt. Ein paar Blechbeulen, mehr ist noch nie passiert. Wenn es aber in der zweiten Runde Hart auf Harz kommt, dann droht man an, mit den Queues aufeinander einzuprügeln. Jedoch wird abgebrochen, wenn der erste Stopp ruft. Meistens wird noch vor dem ersten Schlag Stopp gerufen und dann darf man sich gegenseitig nur noch beschimpfen. Also brüllt man sich, so laut es geht, mit unglaublichen Ausdrücken und wüsten Beschimpfungen wie ‚Poolbillardist‘ oder ‚verarmter Herzog‘ an. In Erinnerung an die Auseinandersetzung kann man dann noch gemeinsam in der Feinkostabteilung einkaufen gehen und darf als Trophäe die Plastiktüte des Supermarktes aufheben, auf dessen Parkplatz das Duell stattgefunden hat. Danach steigt man in seinen Wagen und fährt davon. Das, mein lieber Freund, hat nun absolut keine Chance, populär zu werden. Weder unter Fans, noch unter den Medien, noch unter Funktionären oder Hooligans. Versuchen Sie diese Art des Duells mal einem Mitglied

der Dortmunder Borussenfront schmackhaft zu machen. Es gibt keine körperliche Gewalt, keine Jacken zum Abzocken, keine Masse, um eine Massenschlägerei zu inszenieren. Keine Chance. Sie können endlich in Ruhe Teil einer völlig unsinnigen Randgruppe sein.«

Sein Kuss auf meiner Wange war schnell verfliegen, die Rippenprellung, die ich durch seine Umarmung erfuhr, ebenso. Wirklich ins Gewicht fiel jedoch der Blankoscheck, den ich von ihm für meine Vermittlung erhielt.

Am Abend trank ich Whiskey.

Interview mit einem Modedesigner

»Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie zu unserem heutigen Interview und kann Ihnen einen interessanten Abend versprechen, denn neben mir sitzt einer der wohl umstrittensten Modemacher unserer Zeit – Stefan Reusch, von dem die Fachzeitschrift ‚Textilwirtschaft‘ jüngst schrieb, dass er ‚der wohl am meisten unterschätzte deutsche Designer seit Bogner‘ ist. Ich freue mich auf unser Gespräch. Guten Abend, Herr Reusch.«

»Guten Abend, Herr Fischmord.«

»Herr Reusch, wie reagieren Sie auf die eben genannten Beiträge, in denen man Sie als den meist unterschätzten deutschen Modedesigner seit Bogner bezeichnet. Ist es nicht ein zweifelhafter Titel, weil man sagt, Sie würden unterschätzt? Immerhin haben Sie die Modewelt auf den Kopf gestellt. Ich erinnere nur an die Modenschau in Mailand 2004, auf der Sie Ihre neue Kollektion angekündigt hatten, und stattdessen wurden

von Ihnen 140 Frauen im Alter von über 65 Jahren in weißen Krankenhausflügelhemden, die hinten offen waren, über den Catwalk geschickt. Das war doch ungeheuer provokant.«

»Nun Herr Fischmord. Ich habe den Wirbel um die Kollektion ehrlich gesagt nicht ganz verstanden. Die Kunstszene hat mich bejubelt, die modezaristische Fachwelt war erschüttert. Aber verstanden hat mich niemand. Es war weder ein Boykott gegen die immer jünger werdenden Models – die find ich süß. Noch war es eine Persiflage auf das Neonfarbrevival. Es war meine neue Kollektion, mehr nicht. Und die wollte ich präsentieren. In Mailand.«

»Soll das etwa heißen, Sie meinten die Präsentation ernst? Also waren diese Krankenhausflügelhemden Ihre neue Kollektion?«

»Aber selbstverständlich! Der Schnitt war geschmeidig, das Baumwollmaterial umfloss sanft die speckigen Hüften meiner Models – ich fand das sah richtig gut aus. Über Schulterpolster in den Hemdchen könnte man noch nachdenken, aber ansonsten – perfekt!«

»Wollen Sie denn wirklich, dass alle und selbst alte und faltige Menschen in hinten geöffneten weißen Krankenhausflügelhemden durch die Gegend laufen?«

»Natürlich. Das ist doch ungeheuer sexy, provokant, direkt – und leicht zu reinigen ist es auch. Kurz und gut: Es ist praktisch. Was soll also daran falsch sein? Es ist eher die konsequente Antwort auf die Demografie und eine zunehmende Altersverwirrtheit. Durch das Tragen meiner neuen Kollektion fällt sie weniger auf, weil alle durch die Gegend laufen, als seien sie verwirrt und einem Heim entsprungen. Zudem gibt es keine Grenzziehung zwischen den Schichten durch echte Pelzkrägen und Perlenapplikationen – es ist der maßgeschneiderte Sozialismus. Und vor allem ist einfach zu behalten, was man am nächsten Tag tragen soll. Das spart Tausende von Stunden vor den Schränken und Spiegeln. Meine Kollektion wird allen das Leben erleichtern. Schluss mit dem Rumgefummel an komplizierten Verschlüssen, das ist mein Motto.«

»Aber ich verstehe das nicht. Ich meine, Sie haben doch bewusst provokante Bilder gewählt. Wenn Sie es mit der Kollektion ernst gemeint haben, wieso haben Sie dann die Kollektion nicht von wirklichen Models präsentieren lassen.«

»Die waren mir zu teuer. Wissen Sie eigentlich, was so ein blödes, halb verhungertes Gör am Tag bekommt? Und dann das Gekreische wegen der richtigen Frisur. Nein, das hält mein Nervenkostüm nicht aus. Also habe ich ein paar Ein-Euro-Rentner genommen. Die sind entspannt, machen keinen Terror mehr wegen der Frisur und sind richtig froh, dabei zu sein. Das

ist das ganze Geheimnis – ich bin glücklich, dass ich das hier, bei Ihnen in der Sendung, mal aufklären durfte.«

»Nun äh, Herr Reusch... in der Tat sehen Sie mich verwundert, aber auch froh darüber. Das hätte ich nicht erwartet. Mir scheint, als seien Sie nicht unterschätzt, sondern bislang vor allem falsch verstanden worden. Haben wir Sie etwa auch missverstanden, als Sie Ihre Aktion ‚Statt Brot für die Welt, lieber Turbane für die ‚Talibane‘ ins Leben gerufen haben? Liegt auch hier eine falsche Interpretation vor, wenn ich sage, dass es als eine antikapitalistische Gegenthese zur christlich dominierten Okkupationspolitik der NATO gesehen wurde?«

»Bitte was? Herr Fischmord, ich verstehe kein Wort von dem, was Sie da gerade gesagt haben. War das eine Frage?«

»Äh ja, eine Frage. Wie kamen Sie auf die Idee, statt Brot für die Welt, lieber Turbane für die Talibane zu fordern?«

»Das ist ganz einfach. Ein Freund von mir war mal in Afghanistan und er hat gesagt, dass es dort sehr kalt sei und die Leute frieren würden, weil Sie keine anständigen Mützen haben. Da habe ich mir gedacht, warum spenden denn alle Brot für die Welt, das ist doch steinhart, bevor es in Afrika ankommt. Man kann doch lieber Turbane für die Talibane spenden, dann frieren die nicht mehr am Kopf. Vielleicht denken die sich dann

auch nicht mehr all dieses blöde Zeug an Religion aus. Es könnte ja sein, dass die Kopskälte damit etwas zu tun hat. Stoff zu spenden ist besser als Brot zu spenden. Stoff verdirbt nicht, wenn man ihn in ein anderes Land schickt. Stoff wird nicht hart. Man sollte viel lieber viel mehr Stoff spenden statt dauernd Brot. Wurst übrigens auch nicht, es sei denn, sie ist in Konservendosen haltbar gemacht. Das scheint mir wiederum sehr sinnvoll zu sein. Dann kann man von mir aus auch Wurst anstatt Stoff spenden, da bin ich leidenschaftslos.«

»Nun äh, Herr Reusch, wie soll ich sagen? Ich denke, es wird unseren Zuhörern draußen an den Volksempfängern deutlich, dass Sie pragmatischer sind als wir angenommen haben und dass Sie trotz Ihres Erfolges keineswegs abgehoben sind, sondern einen konzentrierten Blick auf die Dinge haben. Vielleicht erlauben Sie mir noch mit Ihnen gemeinsam einen Ausblick zu wagen. Herr Reusch, was wird die neue Saison für uns bringen? Welchen Modetrend können Sie mir und den Zuhörern draußen jetzt schon verraten.«

»Also das mit der Mode ist eine schwierige Sache und irgendwie ist sie auch unberechenbar. Aber ein paar Dinge kann ich mit einiger Wahrscheinlichkeit schon sagen: Es kann sein, dass für Männer kurze Hosen bald wieder in sind, das muss aber nicht so sein.«

»Herr Reusch, ich danke Ihnen für dieses ehrliche Gespräch und auch für die überraschenden Erkenntnisse. Meine Damen und Herren, bleiben Sie anziehend und machen Sie es gut! Herr Reusch, Ihnen noch einmal viel Erfolg für kommende Kollektionen.«

Das Schachspiel

Unangenehm war ihm die Plakatkampagne »Die Gesellschafter« aufgestoßen. Nicht, dass er etwas dagegen gehabt hätte, dass man mit den Meinungen wildfremder und unbedeutender Menschen konfrontiert wurde, das war ständig der Fall. Schlimmer als die Kampagne der Wortlosen an den Wänden erschienen ihm die Meinungsäußerungen von Personen, die partout nicht einsehen wollten, dass sie unbedeutend waren, die Bücher schrieben wie Eva Hermann, Beckmann oder andere.

Doch das war nicht der Grund, warum ihm die Kampagne »Die Gesellschafter« aufstieß. Er fand die dort platzierten Statements schlicht unangemessen und unwahr.

Zum Beispiel hatte er gelesen, dass »in jedem von uns ein Pazifist stecke« und er dachte an die Szene, als man ihn nachts verfolgt und verprügelt hatte und daran, dass in den Männern, die ihn damals für eine Woche in das Doppelzimmer eines nach Desinfektionsmittel riechenden Krankenhauses geschlagen hatten, im Kern

nur Pazifisten stecken konnten. Er verdankte ihnen bis heute ein unbestimmtes Gefühl der Ohnmacht, das er nie überwunden hatte.

Im Licht einer Stehleuchte, die er noch von seinem Elternhaus übernommen hatte und die man mit Hilfe einer Kordel zum Spenden eines runden Kegels Leuchtkraft zwingen konnte, setzte er den Läufer in der weißen Diagonalen nach vorne. Er hatte die Situation im Griff, auch wenn sein Gegenüber unberechenbar erschien, weil er berechnend oder besser, errechnend war. Dachmann liebte seine abendlichen Partien gegen den Schachcomputer. Er liebte sie vor allem deswegen, weil der Computer, anders als ein Gegner aus seinem alten Verein, sich nie für eine bestimmte Richtung, eine Strategie, eine Spielweise entschied.

Er brüskierte ihn ein ums andere Mal damit, dass er erst die klassische russische Schule spielte und sich dann, während des Spiels, eher moderne Zügen und Spieltechniken zu Nutze machte. Eine Irritation, die Dachmann immer wieder herausforderte und schließlich dazu führte, dass er nur etwas ein Drittel der Partien gegen den Computer gewinnen oder Remis spielen konnte. Meist hatte er das Nachsehen und musste das vorher von ihm eingesetzte und auf einem Zettel notierte Pfand einlösen. Er spielte gegen den Computer um Dinge, die er nicht leiden konnte – Hausarbeit,

Freundlichkeit oder Gartendienst. Heute stand »Kontakt zur Außenwelt« auf dem Spiel.

Seit Monaten hatte Dachmann ihn, den Kontakt zu seinen alten Freunden und zu seinen Kollegen aus dem Schachclub abgebrochen. Wie ein Schlag hatte ihn eines Morgens ein Plakat der Kampagne »Die Gesellschafter« getroffen. Und dieses Plakat führte dazu, dass er das Thema Sozialkontakte in diesem Leben für beendet erklärte. Auf dem Plakat gab eine ältere Frau allen zufällig an ihr Vorbeigehenden mit auf den Weg, dass sie lieber in einer Gesellschaft leben wolle, in der man die Abende im gemeinsamen Kontakt verbringen würde als vor dem Fernseher.

Über die erste, intuitive Zustimmung über diesen Satz folgte bei Dachmann eine lange Phase der Nachdenklichkeit und er bemühte sich darum, die These vor dem Hintergrund seiner Erlebnisse zu verifizieren. »Man solle sich also lieber abends mit Menschen treffen als vor dem Fernseher zu sitzen, meint diese Frau«, sagte er sich verwundert.

Das würde aber bedeuten, dass man jeden Abend den Wunsch haben müsste, andere Menschen nicht nur zu sehen, sondern ihnen auch noch zu begegnen, sich mit ihnen abgeben zu müssen. Das wiederum konnte nur der Fall sein, wenn man dauernd auf Menschen träfe, die interessant und angenehm seien und hier wurde es

aus seiner Sicht eng und die Aussage der Frau empirisch betrachtet immer waghalsiger.

Dachmann kannte viele Menschen, aber wann immer er die Gegenwart gesucht hatte, war er hinterher maßlos enttäuscht. Er führte dies vor allem darauf zurück, dass Menschen mit der Lethargie von in Käfigen gehaltenen Tieren die Zuflucht in eine »kollektiv erlebten Individualität« anstrebten, ein Zustand, der eine überlebensgroße Kraftanstrengung für ihn darstellte.

Er zog den schwarzen Turm, der digitalen Anweisung folgend, nach rechts und sah auf einmal einen seiner Springer ernsthaft bedroht. Er hasste es, wenn er reagieren und nicht agieren, das Spiel in seinem Tempo erarbeiten konnte. Wie kam dieses binäre Wesen ihm gegenüber auf einmal auf die Idee, in einen Figurenaustausch zu gehen? Es hätte eine Wahl gehabt, eine friedliche, ein kleines Rückzugsgefecht durchführen und nichts wäre geschehen. Sie hätten sich erneut in aller Ruhe in Stellung bringen und sich jeweils einen strategischen Vorteil erarbeiten können. Aber der Schachcomputer hatte das Gegenteil errechnet und Dachmann sah die Folgen vor sich: Es würde in wenigen Zügen zu einer erheblichen Dezimierung der Figuren auf beiden Seiten kommen. »In jedem von uns steckt ein Pazifist«, dachte er und musste lächeln.

»Kollektiv erlebte Individualität«, das war der Begriff für das, was dazu führte, dass er seine Abende lieber mit einer Dokumentation über die Fauna und Flora weit entfernter Archipele verbrachte, als mit Menschen, die ihm vielleicht von diesen Archipelen selbst erzählen konnten.

Globalisierung war seiner Ansicht nach nicht das Problem. Es ging um die vollständige Vereinheitlichung. Nachdem Humboldt den Artenreichtum so schön aufgemalt hatte, waren alle Unterschiede ausgestorben. Während man sich im Tierreich über aussterbende Nachtfalterarten irgendwo im Amazonasbecken aufregte, schien niemand zu bemerken, dass die Artenvielfalt des Menschen längst beendet war.

Sie wurde künstlich erzeugt, indem jeder aus den Kombinationsmöglichkeiten von Fertigmöbelserien und Bekleidungsstücken der gleichen Kaufhauskette eine Zusammenstellung suchte, wie sie wahrscheinlich so noch nicht verwendet worden war. Das Prinzip einer kollektiv erlebten Individualität. In Wahrheit trugen die Menschen Uniformen von H&M und C&A und schiefen alle auf Feldbetten mit dem Namen Tromsö. Menschen liebten sich in den gleichen Oberbezügen der gleichen Betten. Selbst wenn sie fremdgingen, blieben sie somit eigentlich zuhause.

Er hatte vor Jahren in einer Woche zwei Mal abends Frauen angesprochen und sie später in ihren Wohnungen ausgezogen und geliebt. Bei der zweiten Frau war es die gleiche Bettwäsche wie bei der ersten gewesen und hätte sie nicht eine andere Haarfarbe gehabt, so hätte er nur schwerlich einen Unterschied bemerkt. Die Themen, über die sie sich unterhalten hatten, mögen andere gewesen sein, aber letztlich waren sie bedeutungslos und gehörten zu einer Inszenierung der Verführung. Sie hatten eher formal als inhaltlich irgendeinen Sinn.

Drei Bauern waren ihm zum Opfer gefallen, ein Turm und ein Läufer. Und doch hatte der kriegerische Computer es geschafft, sich bei einer gleichen Anzahl von gewonnenen Figuren einen Vorteil auf dem Brett zu verschaffen. Dachmann war zu einem offenen Gefecht aufgefordert worden, von einem Gegner, der weder Erbarmen, noch Hochmut oder Glück oder Rache verspüren konnte. Emotionslos wurde er durch eine Schlacht gerechnet.

Die Gesellschafter – Pazifisten, die sich gerne miteinander beschäftigen – ein Scheiß war das. Hätte man ihn gefragt, so hätte er gesagt, dass er am liebsten in einer Gesellschaft leben wolle, die den Namen erst gar nicht verdiene, weil jeder anders angezogen sei und eine völlig eigene Sprache sprechen würde.

Dachmann sah sich erneut einer bedrohlichen Situation gegenüber. Er würde in fünf Zügen seine Dame verlieren, wenn er nicht augenblicklich dagegen steuern würde. Aber das ging nur, wenn er erneut ein einseitiges Opfer bringen würde. Ein Opfer? Wenn er verlöre, dann würde er Opfer bringen müssen! Dann, so hatte er es vor dem Spiel entschieden, würde er auf den unbeantworteten Brief seiner Tochter reagieren und er würde am kommenden Montag zum Jahrestreffen seines Schachclubs gehen. Ein Abend, der ihm alles abverlangen würde, das wusste er.

Wieso nur wird dem persönlichen Kontakt so viel Bedeutung beigemessen? Wieso soll dies für den Einzelnen besser sein, als sich abends eine Dokumentation über Riesenschildkröten vor den Galapagosinseln anzuschauen? Wären sie zugänglich, die Inseln, dann würden Menschen dort Galerien eröffnen, Kaufhäuser mit den gleichen Modemarken wie überall auf der Welt voll stopfen und Möbelhäuser mit Selbstbauschränken auf einen Hügel etwas außerhalb setzen. Am Ende würde man dorthin reisen, käme zurück und würde berichten, dass man eine Sonderausstellung über ausgestorbene Riesenschildkröten angesehen habe, eine Jeans gekauft und ein Schnitzel gegessen habe, das so groß gewesen sei, dass man es gar nicht aufbekommen habe. Erstaunt würden die Partygäste aufhorchen und den schwatzenden mit einem interessanten Menschen

verwechseln, weil er all dies auf den Galapagosinseln getan hatte und nicht in der Innenstadt von Gelsenkirchen. »Diese Welt ist am Arsch«, dachte Dachmann und betrachtete das Spielbrett.

Er hatte zu einem letzten riskanten Manöver angesetzt, aber die binär rechnende Maschine war ihm nicht in die Falle gefolgt. Kühl und stetig hatte sie ihren Weg unbeirrt fortgesetzt, gerade so, als ob Zeit für sie keine Rolle spiele, als sei sie sich dem Vorhandensein der eigenen Batterie und damit einer limitierten Zeitdauer der Existenz nicht bewusst.

Dachmann betrachtete das Spielbrett und erkannte, dass seine Situation nunmehr ausweglos war. Er würde sich vielleicht noch eine Zeit lang halten können, aber dann würde er gegen diese Übermacht, nichts mehr ausrichten können.

»In jedem von uns steckt ein Pazifist«, dachte Dachmann, drehte den Schachcomputer um, löste am unteren Ende die Klappe und schlug mit zwei Hieben die Batterien auf den Tisch. Eine der Batterien rollte auf das Brett und stürzte den schwarzen König.

»Sei's drum«, dachte Dachmann, stand auf und ging langsam in Richtung seines Schreibtisches, auf dem der Brief seiner Tochter lag.

Annahmen

»Nehmen wir doch mal an...«

»Ich kann nichts für dich annehmen, ich bin morgen den ganzen Tag nicht da. Die schmeißen dir aber so einen Zettel in den Briefkasten und dann kannst du dir das später selber abholen. Aber nur zu den Öffnungszeiten. Und samstags machen die erst um 9:30 Uhr auf.«

»Was redest du denn da? Ich wollte gar nicht, dass du etwas für mich annimmst – ich wollte einfach nur etwas sagen und dass wir gemeinsam etwas annehmen. Also: Nehmen wir doch mal an...«

Was sollen wir denn gemeinsam annehmen? Ein Kind vielleicht?«

»Wieso denn ein Kind?«

»Na ist doch eine feine Sache. Ich kenne viele Menschen, die ein Kind angenommen haben – z.B. aus Krisengebieten, den Vereinigten Staaten, Burundi oder so, aus Gründen der Stabilisierung der eigenen Beziehung, als PR Gag. Man kann auch erst mal eine Patenschaft übernehmen und das Kind dann später zu sich holen. Vielleicht, wenn es schon lesen und schreiben und aufräumen kann. Ist nicht immer schlecht, wenn man

gemeinsam ein Kind aufzieht. So als Paar – hat seine guten Seiten.«

»Aber was soll denn das? Wir sind doch gar kein Paar.«

»Nein, aber wir kennen uns gut.«

»Schon, aber wir leben nicht zusammen.«

»Wir lesen zusammen – das ist doch ein Anfang.«

»Ismael, wir sind heterosexuell, wir wohnen in völlig anderen Stadtgebieten und sehen uns höchstens zweimal im Monat – ich finde, wir sollten nicht gemeinsam ein Kind annehmen. Außerdem wäre meine Freundin nicht unbedingt erbaut davon, wenn ich ihr sage, dass du und ich jetzt gemeinsam ein Kind annehmen wollen.«

»Dann nehmen wir eben kein Kind an – was wolltest du denn sonst annehmen – ein Geschenk vielleicht?«

»Wie kommst du denn jetzt auch noch auf ein Geschenk?«

»Na, ist doch eine feine Sache, so ein Geschenk anzunehmen. Du liegst in der Wanne, pfeifst ein Liedchen – Dringringring. Du steigst raus, machst, nur mit einem leichten Baumwollhandtuch bekleidet, die Haustür auf und Zack – da steht ein DHL-Postversandangestellter und gibt dir ein Geschenk – wunderbar, so in den Tag zu starten. Da vergisst du glatt das ganze nasse Laminat. Ein Geschenk – ja, das würde ich jetzt annehmen.«

»Ich wollte aber was anderes annehmen. Ich meinte das im übertragenen Sinn, nicht physisch. Also annehmen im Sinne von theoretischer Annahme, Vorwegnahme, Antizipation einer gedanklichen Möglichkeit.«

»Geld nehm ich auch an!«

»Mein Gott, jetzt hör doch mal zu. «

»Also?«

»Also nehmen wir mal an, dass...«

»Ja was denn nun?«

»Ach vergiss es, geschenkt!«

»Na sag ich doch – Geschenk. Geschenke nehm ich an, von mir aus auch sofort. Los, raus damit!«

Als ich eine Revolution anzustiften trachtete

Es fing beinahe harmlos an. Schnee und ich hatten an der Uni in München Flugblätter gegen die Naziregierung gedruckt und unter das illustre Volk gestreut. Wir hatten ein Erkennungszeichen, wir trugen weiße Hosen, damit wir uns nicht aus den Augen verloren. Das mit den Flugblättern klingt harmlos, war aber ganz schön gefährlich. Dafür sind andere schon hingerichtet worden. Wir wollten alles und riskierten viel.

Schnee und ich waren jung und mutig und wir waren gut im Austeilen. Alle Blätter waren flink unters Volk verteilt und wir verschwanden wieder im Untergrund, also in einem Café neben der Uni, das so hieß. Irgend- ein Student kam ein paar Tage später auf uns zu und meinte, das Flugblatt sei prinzipiell gut, schön gestaltet, cooler Text und so. Wir hätten nur einen Fehler gemacht. Es stimme nicht, dass wir eine Naziregierung

hätten. Helmut Schmidt sei an der Macht. Der sei Raucher, nicht Nazi.

Schnee und ich studierten beide nicht Politologie – woher hätten wir das wissen sollen? Wir waren politisch aktiv, nicht politisch interessiert oder so. Wir hatten einfach keine Zeit, um Zeitung zu lesen, wir trafen uns lieber und schrieben Manifeste oder besuchten Feste.

Schnee meinte damals, wir sollten uns das nicht zu Herzen nehmen und das Flugblatt in jedem Falle aufheben, nur für den Fall, dass wir nochmal eine Naziregierung bekommen würden. Für's erste aber fügten wir Korrekturen ein. Wir strichen »Nazi« durch, schrieben »Schmidt« darüber und verteilten das gleiche Flugblatt noch einmal, aber zu dem Boykott, zu dem wir aufgerufen hatten, kam keiner. Besser gesagt kamen alle, aber sie gingen an uns vorbei und rein in die Vorlesung. Ist nicht einfach, einen Aufstand anzuzetteln, wenn alle fleißig sind und Spitzenjobs haben wollen. Aber wir waren Revolutionäre, wir brauchten den Widerstand, um zur Höchstform aufzulaufen.

Schnee hieß natürlich nicht Schnee, also nicht wirklich, aber es war der Name, den er sich für unsere Revolution ausgedacht hatte. Er meinte, jeder Anführer bräuchte einen guten Namen: Das sei wichtig. Noch wichtiger als ein Programm oder ein Konzept. Zuerst ein Name! Sonst folgen sie dir nicht, weil sie gar nicht

wissen, wem sie folgen sollen, sagte Schnee. Mein Gott, waren wir damals durcheinander, der Schnee und ich.

Ich nannte mich Al Pacino. Das war der Name eines kubanischen Revolutionsführers, glaube ich, und er klang gleichermaßen mysteriös wie gefährlich. Später hat sich irgend so ein Schauspieler nach mir benannt, hat man mir erzählt. Is wurscht, isma egal. Kann er haben, meinen Revolutionsnamen.

Schnee und ich haben das mit der Revolution nicht durchgezogen. Hätte er wissen müssen, als Physikstudent. Trägheit der Masse. Das ist eine Gesetzmäßigkeit, aus der niemand rauskommt. Wir auch nicht. Von der Tragweite unserer Revolution irgendwann nicht mehr gänzlich überzeugt, gaben wir auf und ich nahm irgend so einen Spitzenjob an, kaufte mir ein Haus, ein Boot, eine Ranch und eine Frau.

Was aus Schnee geworden ist, weiß ich nicht so genau. Ich habe ihn nach den Wirren der Jahre aus den Augäpfeln verloren.

Der Modeberater

Natürlich hätte er seinen Beruf gerne weiter ausgeführt. Es gab keinen Grund dafür, sich zu beschweren. Was hätte er auch sonst machen sollen? Seit Generationen hatten sein Vater, Groß- und Urgroßvater jeweils den gerade herrschenden Papst dabei beraten, was er anziehen sollte. »Wir ersetzen ihnen die Ehefrau«, pflegten die Männer in der Familie zu sagen und dabei zu lachen. Einen um den anderen hatten sie beraten und angezogen. So war es schon bei seiner Geburt vorbestimmt, was Frederico Cavalli eines Tages beruflich ausüben würde.

»Nein, Eure Exzellenz, draußen ist es kalt, Sie brauchen einen Mantel über dem Gewand und ziehen Sie Ihren Kamauro an, es kann kalt um die Ohren und das gekrönte Haupt werden.«

Das waren seine Worte gewesen und nur Frederico Cavalli durfte so mit dem Papst reden – denn dieser mochte seine etwas schnoddrige italienische Art. Der Kamauro – ausgerechnet der Kamauro, warum hatte er

seine Klappe nicht halten können? Der Papst aber hatte wie immer auf ihn gehört, sich das kleine Hermelinmützchen aufgesetzt, über die Ohren geschoben, freundlich in die Kamera gewunken und dadurch Tierschützer und die Modewelt empört. Ersteres wäre kein Problem gewesen. Im Vatikan sprang man nicht gerade empört auf, wenn jemand ein Hähnchen als Nahrungsmittel und nicht als Gottes schönsten Singvogel betrachtete. Kein Kardinal hätte sich je mit einem Schlauchboot vor einen Walfänger gerudert, um die norwegische Besatzung vom Fang abzuhalten. Man dankte lieber Gott für den guten Fisch und langte zu. Bei Forellen wohlgerückt – Wal aß niemand im Vatikan. Nein, den Tierschutz zu verärgern, das wäre leicht zu verkraften gewesen. Aber die italienische Modewelt zu empören... um das zu vermeiden, hatte man eigentlich Frederico Cavalli im Vatikan. Man zahlte ihn gut dafür, damit so etwas nicht passierte. Und nun war es passiert.

Kurz nachdem der Papst sich mit dem Kamauro gezeigt hatte, saß Frederico schon in einer Pizzeria und dachte darüber nach, was er nun machen sollte. Als Modeberater des Papstes hatte er nicht sehr viel Auswahl bezüglich seines Arbeitgebers und sein Zeugnis würde nicht gerade dazu beitragen, eine Anstellung als Hutmacher in Paris zu bekommen. Zudem wäre es

nachteilig, dass man ihm das Zeugnis aus Rache auf Latein ausstellen würde. Er kannte die kleinen Gemeinden der Verwaltungspadres.

Frederico Cavalli war arbeitslos geworden. Und Schuld daran hatten kleine hamsterähnliche Tiere mit einem schicken weißen Fell gehabt und ein etwas überaltertes Schnittmuster einer Kopfbedeckung. Hätte Frederico dem Papst geraten, dieser solle ein Basecap der New York Yankees aufziehen und es falsch herum drehen, dann hätte ihm dieser Rat später einmal eine päpstliche Ehrenmedaille eingebracht und dem Papst zweihunderttausend zusätzliche Jungjubler auf einem internationalen Kirchentag. Man hätte den Papst als welt- und jugendoffen betrachtet und nur eine Privataudienz mit Eminem hätte dieses Image noch steigern können. »Der Kamauro«, dachte Frederico. Wie hatte er nur auf die Idee kommen können?

Natürlich war er in heiterer Stimmung gewesen, natürlich war er insgesamt betrachtet ein eher lustiger Mensch, dem gar nicht in den Sinn kam, dass man seinen Humor nicht teilen würde. Doch diesmal war er eindeutig zu weit gegangen, soviel stand fest. Er hatte den Stellvertreter Christi dem öffentlichen Gespött Preis gegeben. Er hätte ebenso gut in der Sixtinischen Kapelle Graffiti an die Wand sprühen können. Dafür hatte er die Quittung bekommen. Frederico saß er in der Patsche und würde bestenfalls noch für Tommy

Hilfänger arbeiten können. Hier war noch Platz für schlechte Schnitte.

Er kam nach längerem Grübeln zu dem Schluss, dass er nur noch auf zwei Dinge hoffen konnte.

Entweder würde er vom Vatikan als Geheimnisträger eingestuft. Immerhin kannte er den Papst, seine Gewohnheiten und einige kleine Details aus dem Vatikanstaat. In diesem Falle, so dachte er, würde er eine sichere lebenslange Rente inklusive Haus- und Redeversorger beziehen.

Die Alternative hieß: Seine Geheimnisse über den Vatikan meistbietend an die Medien zu verkaufen. Aber irgendwann würde Ende sein, weil er keine weiteren Geheimnisse mehr verkaufen könnte.

Frederico war sich bezüglich der Qualität seiner Geheimnisse nicht sicher, denn er hatte es in den letzten Jahren nicht geschafft, die Prozessakten gegen Kopernikus aufzuspüren. Die hätte er direkt an Dan Brown weiter verkaufen können. Besser noch aber wäre etwas Spektakuläres gewesen. Zum Beispiel, wenn er den Beweis dafür in den Händen gehalten hätte, dass Josef durch die Gesellenprüfung als Zimmermann durchgefallen war.

»Josef doch kein Zimmermann«, hätten die Schlagzeilen der Weltpresse gelautet.

Oder: »Jesus nur Laubsägebastler?« Ja, dachte Frederico, das wären gute Geheimnisse, weil teure Geheimnisse gewesen. Aber er wusste nicht, wo man solche Dokumente im Vatikan aufbewahrte.

Seine Geheimnisse bezogen sich vor allem auf die kleinen Gerüchte, die man sich so untereinander im Vatikanstaat erzählte und welche die Staatsgrenze nie überschritten.

Das einzige Geheimnis, das Frederico Cavalli tatsächlich und nachweislich besaß, war das Schnittmuster des Beinkleides eines Schweizer Gardisten. Das war verhältnismäßig wenig, wie er es einschätzte, denn nicht einmal mehr die Cosmopolitan oder aber Karl Lagerfeld würden sich dafür interessieren. Das Schnittmuster war also ebenso unverkäuflich wie ein fragliches Gesellenzeugnis von Josef für ihn unerreichbar war. Für alles andere hatte er keine Beweise, die er vorlegen konnte. Egal, was er erzählen könnte, der Vatikan würde es am nächsten Tag dementieren. Und wem würde man eher glauben? Ihm oder dem Papst, fragte sich Frederico beim vierten Glas Wein?

Er stellte sich eine Szene vor Gericht vor, wo es um einen Streitfall bezüglich einiger Aussagen von ihm in einer Fernsehsendung gehen würde. Der Vatikan hätte dementiert, er hätte gesagt, alles sei wahr und am Ende wäre der Vatikan vor Gericht gezogen.

Spätestens in dem Moment, wo der Papst die rechte Hand auf die Bibel legen und die linke Hand zum Schwur heben würde, um zu sagen: »So wahr mir mein Vater helfe«, würde sich Fredericos Anwalt aus dem Gerichtssaal herausschleichen und ihn alleine lassen.

Es gab nur eine einzige Möglichkeit, schloss er seine Überlegungen ab. Er musste die Nummer mit dem Hermelinmützchen ungeschehen machen oder er müsste es so drehen, dass er im Nachhinein als Moderater des Papstes alles richtig gemacht hatte. Dann würde man ihn wieder einstellen. Er musste den Papst in einen modischen Trendsetter verwandeln. Frederico kannte nur eine Möglichkeit, wie man das hinkriegen konnte. Er musste moderne und angesehene Menschen dazu bringen, einen Kamauro zu tragen. Aber wer könnte das sein? Er konnte sich David Beckham nicht wirklich mit einem Kamauro auf dem Kopf vorstellen. Nein, Kamauro und Metrosexualität, das passte irgendwie nicht zusammen. Er grübelte weiter, aber auch Putin, der sich scherzhaft nach einigen Gläsern Wodka lachend von Schröder den Kamauro ins Gesicht schieben ließ, entwand sich nur kopfschüttelnd seiner Vorstellung und entschwand in einem verblasenden Nebel.

»Ein Kamauro ist etwas sehr Spezielles, es ist ein Textil, kein Bekleidungsstück oder eine einfache Mütze«,

dachte Frederico angestrengt. Er überlegte, wo er schon einmal Hermelinmützen gesehen haben könnte, wer so extravagant und gleichzeitig so doof war, dass er sich sogar ein Frettchen anstatt eines Hermelin auf den Kopf legen würde, und sich dabei fühlen könnte wie Gott selbst. Er bestellte sich ein weiteres Glas Wein und plötzlich fiel ihm die Lösung aller seiner Probleme ein. Er hatte ihn gefunden, ihn, den Auserwählten, den Souverän den Trendsetter mit Kopfschmuck und ohne störendes Hirnbeiwerk.

Noch in der Nacht setzte sich Frederico an den Schreibtisch, zeichnete im Schein einer Kerze das Schnittmuster eines Kamauros und schrieb einen langen Brief an Eminem, den er mit »seiner Exzellenz« begann, so wie er es in seinen Briefen gewohnt war, wenn er seine modischen Ideen einem hohen Herrn vorstellte.

Traurig, traurig König Fußball

Ich wäre jetzt gerne traurig, ich hätte jetzt gerne sofort das Gefühl, dass alles sinnlos ist, dass das Leben auf der Stelle beendet werden kann. Schluss! Aus! Zapfenstreich und Vorhang zu! Das kann doch nicht sein, dass ich nicht einmal mehr weinen kann und das obwohl...

Andere stehen jetzt auf den Dächern und wollen springen – Ja, springt, springt aus Eurem Leben, Ihr Glücklichen, Ihr Deprimierten. Und ich?

Bin ich unfähig Gefühle zu zeigen?

Ich denke ja – ich habe Hunger, mein Gott, Hunger. Und nicht nur das. Ich habe heute eine Blume angesehen und fand sie schön – widerlich! Fehlt nur noch, dass ich mich nachher auch noch auf's Tanzen freue. Ich ekel mich so vor mir selber. Hunger! Kummer!!

Kummer sollte ich haben! Tod, verbrannte Erde, lebende Leichen, ewige Verdammnis, röhrende Hirschbilder, eitrige Zähne, faulige Därme.

Aber ich spüre es nicht. Ich spüre es einfach nicht.
Brauche ich einen Therapeuten, um wieder an mein Innerstes heranzukommen? Um aus dieser Endlosschleifen-Seifenoper, die man entsetzlicherweise Realität nennt, wieder den Absprung zu schaffen. Jetzt kommt doch nichts mehr. Mein Gott, ich habe so viel gesehen, das kann doch nicht wahr sein, dass ich immer noch so fröhlich bin. Warum ich?!!!!

Jetzt im Mai, ausgerechnet im Mai. Ende Mai. Im Mai ist Ende! Im Mai ist's vorbei! Aber nein, ich schaue auf die T-Shirts, die Röcke, ja, ich sehe das alles, ich weiß, ich sollte das nicht tun, aber ich find's schön! Auch jetzt, im Mai am Ende. Am Ende der Saison.

...Aber nach dem Abstieg ist irgendwie auch vor dem Aufstieg...

Von der Unmöglichkeit gemein zu werden

Seine Lieblingsfilme waren: Der Pate 1, der Pate 2, der Pate 3 und Casino. Aber noch bevor er sie kannte, hatte er schon beschlossen, ein Gauner zu werden, ein »Ganova«, wie er es im zarten Alter von fünf Jahren nannte.

Das Wort war nicht korrekt, fasste jedoch in erstaunlicher Art und Weise das zusammen, was sein Vater als »Gauner und Casanova« beschimpfte – also den Mann, mit dem seine Mutter die herdfreie Zeit außerhalb der Familie verbrachte. Da seine Mutter augenscheinlich glücklich und er noch klein war, wollte er seine Mutter glücklich machen, wenn er groß sein würde. So war es nicht verwunderlich, dass auch er ein »Ganova« werden wollte.

Mit zunehmendem Alter entzerrten sich die beiden Worte und er musste einsehen, dass weder das eine, noch das andere zu werden eine leichte Aufgabe war. Da es schwieriger und zunächst auch unattraktiver er-

schien, an Mädchen heranzukommen, beschloss er zuerst seine Gaunerlaufbahn aufzunehmen. Sie begann mit acht Jahren zu Ostern. Er stieg früh aus dem Bett, packte einen Rucksack auf den Rücken und schlich durch die umliegenden Gärten. Er erntete die versteckten Süßigkeiten, die, sehr zum Entsetzen der in der Nachbarschaft lebenden Eltern, von ihren Kindern später nicht gefunden, aber am darauffolgenden Tag auf dem Schulhof gegen den Einsatz der tränentrocknenden Ersatzgelder erworben wurden. Er machte faire Preise, alle waren zufrieden, niemand stellte Fragen.

Abends lag er im Bett, zählte das Geld und war überaus stolz. Weitere kleine Hehlereien mit erbeuteten Pausenbrotten und fast neuen Turnschuhen brachten ihm schnell den gewünschten schlechten Ruf ein und mit sechzehn Jahren hatte er zwei wesentliche Dinge in der Vita eines Ganoven erreicht: Er war von einer Schule geflogen und er hatte ein erstes Bandenmitglied – Thomas.

Thomas hatte den Vorteil, dass er ihm bedingungslos gehorchte und ohne zu zögern für ihn in eine Gewehr-salve gelaufen wäre. Sein Partner hatte jedoch auch entsetzliche Nachteile. Der eine war sein vernarbtes Aussehen – die Narben kamen aber leider nur von einer harmlosen testosteronbedingten Hautunreinheit,

wie viele pubertierende Jugendliche sie haben. Sie stammten nicht aus Kämpfen, was den Narben irgendwie ihre Würde nahm. Der andere war, dass er seines Ganovendaseins so nett und höflich wirkte, dass es einfach unmöglich erschien, sich vor Thomas zu fürchten. Das Überbleibsel der schrecklichen Vergangenheit als gutes Kind mit guter Erziehung. Auch das Heranwachsen und die damit einhergehende Verrohung hatte dies nicht auslöschen können.

Aber Thomas hätte sich in eine Gewehrsalve hineingeworfen und sein Leben für ihn gegeben. Nur hatten sie eine Lachsalve abbekommen, als sie versuchten, Schutzgelder von dem Betreiber des Kiosks neben der Schule zu erpressen. Dieser hatte ihnen daraufhin eine Tüte mit Lakritzvampiren gegeben, »buhhuhu« gerufen und sich für die »wunderbare Vorstellung« bedankt. Sicherheitshalber hatten sie ihren Coup auf Halloween gelegt. Sie kamen straffrei davon und hatten die Tüte etwas beschämt angenommen.

Ein weiteres Jahr später, er hatte die mittlere Reife auf einer anderen Schule abgeschlossen, fiel ihm das Buch »Halunken, Spelunken und Firmengründungen« in die Hände, eine fabelhafte Anleitung zum Einstieg in die Selbstständigkeit als Ganove. Darin stand, dass man sich einen Namen mit einem hohen Wiedererkennungswert zulegen solle, einen echten fiesen Künstler-

namen. Jeder Gangster brauche einen solchen Namen. Niemand würde von einem Pastor mit Weihwasser übergossen und »Scarface« getauft.

Das konnte er nachvollziehen und nannte sich von dem Moment an »Andolini«, nach dem eigentlichen Geburtsnamen von »Vito Corleone«, »Vito Andolini«, oder kurz: »dem Paten«. Sein Gefährte aus frühen Tagen nannte sich noch immer »Thomas«, wurde nun aber mit dem Nachnamen »Herr Jannick« angesprochen, weil er seine Ausbildung in einem Herrenkonfektionsladen begonnen hatte.

Andolini wollte so nicht enden.

Er setze sein erstes, rechtmäßig von den Großeltern erspartes Geld ein und versuchte sich eine Existenz als Alkoholschmuggler aufzubauen. Doch schmuggelte er den Alkohol nur von Nürnberg nach Hamburg, was streng betrachtet mehr ein normaler Transport als ein Schmuggel war. Es war nicht einmal illegal. Schließlich hatte er die Flaschen in Nürnberg ordentlich in einem Großhandel gekauft, um sie in Hamburg wieder zu verkaufen. Mühevoll knibbelte er vorher unter fließendem Wasser die Steuerbanderolen ab, um den Anschein der Illegalität zu erwecken und verkaufte die Flaschen auf Autobahnparkplätzen aus dem Kofferraum heraus. Er verkaufte gut, hatte sich jedoch mehr ausgerechnet. Viele seiner Kunden kannten sich er-

staunlich gut aus mit den tatsächlichen Preisen für Rum, Whiskey und andere Spirituosen. Sie glaubten nicht an ein Schnäppchen durch Schmuggelware. Er musste schließlich die Preise senken und machte einen leichten finanziellen Verlust. Andolini hielt dies dennoch für eine gute Investition, für eine Art »Lehrgeld«, um das Business »von der Pike auf« zu lernen.

Sein Geld war schnell verbraucht und so musste er aus der Not heraus einem geordneten Job nachgehen. Er sagte sich, dass dies ja nur vorübergehend so sein würde, dass er schon die Möglichkeit bekommen würde, sich als Killer, Drogenkurier oder Zuhälter zu beweisen. Aber jetzt, wo er einen kurzen finanziellen Engpass habe, gehe es nicht anders, er müsse seinen Körper verkaufen.

Fortan arbeitete er als Platzanweiser in einem Kino. Andolini wies Plätze an und schaute Filmen zu. Nur wenig später wurde er sogar Filmvorführer, als sein Vorgänger den Folgen einer Alkoholkrankheit erlag. Es tröstete ihn zu wissen, dass der alte Mann von seiner Hand gestorben war, er hatte ihm die letzte Flasche Schnaps verkauft. Sie stammte noch aus den Nürnberger Beständen. Andolini fühlte sich böse und schuldig und gut. Ungewollt war er nun Herr über die Filmrollen in vier parallelen Kinos.

Gangsterfilme kamen und Gangsterfilme gingen und Andolini blieb. Er war in dem Teufelskreis aus regelmäßiger Arbeit und regelmäßiger Überweisung seiner Bezüge einschließlich der Lohnfortzahlungen im Krankheitsfall gefangen, aus dem er nicht mehr heraus kam. Schnell hatte er sich an die Rentensicherheit und den fehlenden Luxus gewöhnt und seine mühevoll zu-rechtgelegten Argumente, »...*dass es ja nur vorübergehend sei*«, oder »...*dass er aussteigen könne, wann immer er wolle*«, wurden Monat um Monat mehr zu einer Farce. Irgendwann verloren die Lebenslügen an Kraft und er begann zu begreifen, was mit ihm geschehen war.

In einem Land, das einem alles bietet, sogar die Möglichkeit, durch das bloße Anschauen von Gangstern in Gangsterfilmen Geld zu verdienen, besteht kaum noch eine Notwendigkeit, sich selbst dem Gangstertum zuzuwenden.

Sein Leben schritt voran und bescherte ihm eine dieser kostenlosen dauerhaften Haarentfernungen. Andolini zeigte Filme, heiratete schließlich das Mädchen von der Popkornmaschine, bekam einen Sohn und erbte sogar das Kino von seinem Vorgänger. In einem Brief an seinen Sohn schrieb er, dass »die Illusion des Kinos nie so groß sein werde wie die Illusion des Lebens.« Dieser Satz wurde aber weder berühmt, noch dachte jemals jemand länger als eine halbe Minute darüber nach. An-

dolini starb eines Abends, auf dem Boden seines Vorführraum liegend, an Herzversagen, während nur einige Meter von ihm entfernt ein Kugelhagel durch die Fenster des Autos eines Drogendealers fegte. Blut floss und tränkte die Sitzreihen des Kinos für den Augenblick einer Kameraeinstellung in ein zartes Rot.

Andolini hatte der Blick auf ein theatralisches Ende, auf einen Tod, den er hätte erleiden können, wenn er an seinen kindlichen Träumen festgehalten hätte, im wahrsten Sinne des Wortes »das Herz zerrissen«. Kein Blut floss und eine Neonlampe tränkte seinen nun leeren Sitzplatz für den langen Moment des restlichen Films in ein helles Weiß.

So endete ein ungefährliches Gangsterleben, das seinen Höhepunkt bereits mit acht Jahren gehabt hatte. Viele andere Leben haben ihren Höhepunkt auch in diesem Alter.

Die Kreuzigung

Welling setzte sich und zog den Stuhl an seinen Schreibtisch heran. Wie oft mochte er diese Bewegung wohl schon ausgeführt haben? Es war nun über drei Jahre her, dass er in die Nachrichtenredaktion des Senders geholt wurde. Zuvor hatte er als freier Mitarbeiter gearbeitet und davor, Welling nannte es »das andere Leben«, war er Rechtsanwalt gewesen. Sein Anwaltsarbeitsplatz hatte phänotypisch eine große Ähnlichkeit mit dem jetzigen. Ein kleiner Raum, ein Schreibtisch mit einem rechts darunter stehenden Rollcontainer, eine einfache Bürolampe und ein Monitor mit einer Tastatur auf der Arbeitsfläche. Daneben, an der Wand, ein Schrank, in den er seine Jacke hängen und Ordner und Materialien unterbringen konnte.

Damals hatte er in einer Kanzlei gesessen, die sich auf Landschafts- und Bodennutzungsrecht spezialisiert hatte. Zu seinen Aufgaben gehörte es, längere Nutzungszeiten von Kleingartenkolonien vor Gericht zu erstreiten, wenn diese einem Einkaufscenter, einer Kartbahn oder einem Wohngebiet weichen sollten.

Manchmal ging es auch um Streitigkeiten innerhalb der Kleingartenkolonien, um überhängende Äste und Obstbäume, die einfach der Sonne entgegen gewachsen waren, ohne sich an die Bestimmungen der eingetragenen Parzellen zu kümmern. Sein Beruf hatte ihn auf unzählige Grillfeste mit unzähligen Würstchen geführt. Er hatte Dankeskörbe mit frischem Gemüse bekommen und ein paar Mal einer Frau in einer Gartenlaube seinen Samen eingepflanzt, während der Ehemann gerade ein Beet umgrub oder ein Apfelbäumchen einsetzte oder den Grill anzündete. Erlebnisse, die Welling insgesamt, mit einem leichten Plus versehen, auf seinem Konto verbuchte. Dennoch hatte er begonnen, Artikel zu schreiben. Ein Aus- und Aufstieg, wie er hoffte. Und es wurde ein Ausstieg.

Sein erstes Essay handelte von der Universalität des Städtediskreditierens als Einstieg in Partygespräche. Der Tenor lautete, dass man überall in Deutschland am besten in ein Gespräch käme, wenn man sagen würde, dass Berlin ungeheuer interessant, aber insgesamt zu groß sei. Trotz der erstaunlichen Nichtigkeit der Aussage öffnete dieser Satz Herzen, Türen, Lebensgeschichten und in manchen Fällen sogar das untere Ende von rückenfreien Kleidern. Überall würde dies funktionieren, sogar in Berlin selbst. Man könne auch alternativ behaupten, dass Köln den Charme einer pro-

vinziellen Stadt habe, deren Schönheit sich jedoch augenscheinlich nicht aufgrund der Bausubstanz erschließe. Das funktioniere beinahe überall, nur nicht in Köln, weil man dort nicht verstünde, was an der Bausubstanz nicht okay sein solle. So ging es in seinem Artikel von Aachen bis Zwickau weiter. Das brachte der Zeitung Leserbriefe und ihm ein Volontariat ein.

Ein Geräusch schreckte Welling von seinen Gedanken auf. Durch das Fenster an seinem Platz konnte er Jugendliche hören, die sich laut anschrien und grölten. Er schaute hinaus und sah einen Menschenknäuel. Vier Jungen und ein Mädchen – einen von ihnen erkannte er als einen unfreundlichen Jugendlichen aus seiner Nachbarschaft. Abschaum! Er schaute wieder weg, hörte noch kurz ihr aufgeregtes Geschrei. Dann wurde es still. »Endlich Ruhe«, dachte er. Genervt von dem Lärm, den nur Heranwachsende so und nicht anders machen konnten, schaltete er seine Computerboxen an und startete eine CD. Er griff rechts neben das Fenster. Mit einem leisen Surren schossen Aluminiumlamellen an einer Perlschnur herunter und verdeckten den Blick auf die Straße. Er brauchte Konzentration.

Welling würde ohnehin in spätestens einer Stunde erfahren, wenn es sich bei dem Geschrei der Jugendlichen um Mord oder eine unangemeldete Demonstration gegen zu hohe CO₂-Werte in den Schulklos gehan-

delt hatte. Sein Job in der Zeitung war es, die Ticker im Auge zu behalten, Meldungen zu sichten und anschließend Hintergründe der Neuigkeiten zu recherchieren. Er formulierte die Entwürfe für Schlagzeilen und entschied, was wichtig war. Er hatte die Macht der Worte und nutzte sie.

Ein Mord war nicht einfach ein Mord. Es war ein »Lustmord«, »ein Bluttausch unter Jugendlichen« oder ein »fremdenfeindlicher Mord«.

Wie viele »fremdenfreundliche« Morde es eigentlich gäbe, hatte er einmal in der Redaktion gefragt. Schließlich würden alle Morde außer Selbstmorde an fremden Personen ausgeübt und Selbstmorde seien eher Selbsttötungen. Keinen Mord könne man als freundlichen Akt betrachten. Mord sei somit immer fremdenfeindlich und das Attribut sprachlich eine nutzlose Tautologie. Den Mittag hatte er in der Kantine alleine an einem Tisch verbringen müssen.

Er fragte sich manchmal, ob er glücklicher war als zu Zeiten seiner Prozesse gegen Baumbeschneider und Gartenzwergaufsteller.

In diesem Moment war er nicht glücklich. Ausgerechnet er hatte über die Ostertage Dienst und er wusste, dass dies außer der Meldung, dass der Papst in dreiundvierzig Sprachen die Gläubigen in der Welt begrüßt hatte, nicht viel Neues bringen würde. Bestenfalls wür-

de bestätigt werden, dass Mette Marit erneut schwanger oder aber eine italienische Regierung geplatzt sei. Alles Dinge, die dauernd vorkamen und kaum noch eine Meldung wert waren. Eine Meldung hingegen würde es sein, wenn der italienische Premierminister Romano Prodi schwanger und Mette Marit geplatzt wäre.

Welling saß er vor seinem Ticker und sichtete die hereinkommenden Nachrichten des Tages: Der Papst hatte soeben Tausende von Gläubigen in aller Welt vom Balkon des Petersdomes aus begrüßt und den traditionellen Segen »Urbi et Orbi« in dreiundvierzig Sprachen gesprochen. Benedikt hatte anschließend die Christen in aller Welt aufgerufen, für den Frieden zu beten. Mit der linken Hand scrollte er weiter, während seine rechte in dem Rollcontainer unter dem Schreibtisch nach einer kleinen Flasche suchte, die er nun brauchte, um weiterhin auszuhalten.

Meldungen flogen vor seinem Auge vorbei. Ein bekannter Schauspieler gab die Trennung von seiner Frau, einer ebenfalls bekannten Schauspielerin bekannt, weil er lieber mit seiner neuen Freundin, einer anderen bekannten Schauspielerin zusammen leben wolle. In einem Zoo hatten ein Geckomännchen und eine Pandabärin Freundschaft geschlossen, die beiden hätten zusammen gespielt.

Er hasste diesen seichten Tierdreck. Futter für den Nachmittagsboulevard. Er erinnerte sich an die Werbung des Baumarktes, wo alle Preise reduziert waren, nur nicht die für Futter. Hier jedoch gab es 20 Prozent Hirneinweichung auf alles auch durch Tierfutter.

Dann schaute er auf, las ungläubig die Zeilen: »Jugendliche ermorden einen Vierzehnjährigen auf offener Straße. Die Polizei schließt eine fremdenfeindliche Tat nicht aus. Bislang fehlt von den Tätern jede Spur.«

Welling begann zu schwitzen. »I get no kick from Champagne«, hatte Robbie Williams gerade aus den Boxen seines PCs in den Raum geworfen. Er stoppte die Musik und zog die Jalousie seines Fensters in die Höhe. Welling schaute hinaus auf die Straße unter seinem Büro und vergewisserte sich, dass er sich nicht getäuscht hatte. Der Bürgersteig war mit Absperrband gesichert, ein weißes Tuch ließ die Konturen eines Menschen auf dem Gehsteig erahnen. Ein Leichenwagen stand am Rand auf der anderen Straßenseite. Polizeiautos mit blinkendem Licht und unzählige Schaulustige hatten sich versammelt.

»Es war ein Mord, es war ein Mord«, schoss es ihm durch den Kopf. Und er war vor seinem Fenster passiert. Ein Mord, wahrscheinlich im Bluttausch, wie ihn nur Jugendliche erleben, die zu viele Gesellschaftsspiele spielten. Ihnen fehlte einfach die Kanalisierung der

Wut durch virtuelles Gemetzel. Sie spielten mit den Großeltern Halma, standen vom Tisch auf und erschossen plötzlich ihren besten Freund. Das könnte der Hintergrund sein. Er würde sich in seinem Artikel für ein Verbot von Gesellschaftsspielen aussprechen. Dies war sein Mord, seine Story, er hatte die Jugendlichen gesehen. Er kannte einen von ihnen.

Welling formulierte.

»Die grausamen Vier«, nein, das nicht. Er strich es durch. »Die fanatischen Vier«. Ja, das war gut. Das schloss Blutrausch und Fremdenfeindlichkeit mit ein. Sie hatten unter seinem Fenster seine Karriere gerettet und er würde sie als Dank dafür verraten. Egall! Er kannte sie, die Geschichte von dem, der gerettet wurde und dann trotzdem verraten hatte. Für Geld. Es war Ostern, Welling lachte schräg und laut in seinem Büro.

»Die fanatischen Vier – Jugendliche morden am Tag, an dem Millionen für den Frieden beten.«

Er würde sie ans Kreuz nageln, obwohl sie ihn gerettet hatten... »Nein«, überlegte er. Eigentlich würden sie ihm eben dadurch die Karriere retten, dass er sie ans Kreuz schlug. Es war Ostern.

Der folgende Text...

Der nachfolgende Text ist ein Duett. Man muss es sich so vorstellen, wie das Duett von Frank und Nancy Sinatra, »Something Stupid«, nur dass es eben nicht Frank und Nancy Sinatra sind, die den Text als Duett vortragen, sondern der beliebte Moderator und Wortakrobat Stefan Reusch zusammen mit Ismael Fischmord. Außerdem wird der Text nicht gesungen und heißt auch völlig anders. Das sind die Unterschiede. Ach ja, es heißt natürlich auch nicht Duett, sondern Dialog.

Also Fischmord ist Nancy und singt die zweite Stimme und Reusch ist Frank. Ja, so muss man sich das vorstellen. Vorstellen muss man sich aber auch, dass dieser Text ein Geschenk ist – vom Reusch an den Fischmord. Besser noch als ein Geschenk – eine Dauerleihgabe, die mit ausdrücklicher Genehmigung hier abgedruckt werden darf.

Nur wenige Buchstaben des gesamten langen Dialoges sind vom Fischmord, aber welche das sind, das wird nicht verraten.

Rituelle Reinigung

»Was soll das?«

»Das? Das Kopftuch trage ich aus religiösen Gründen.«

»Das meine ich nicht. Was ist mit der Badehose?«

»Ich trage keine Badehose.«

»Eben.«

»Ein Kopftuch ist viel besser zu sehen als eine Badehose. Gerade beim Schwimmen. Es demonstriert meinen Glauben.«

»Aber es geht beim Schwimmen wohl kaum darum, Glauben zu demonstrieren.«

»Glauben Sie!«

»Allerdings.«

»Es geht immer darum, seinen Glauben zu demonstrieren. Es ist die Pflicht eines Gläubigen.«

»Hier ist Badehosenpflicht.«

»Was ist denn das für eine Religion?«

»Das ist keine Religion. Das ist ein Schwimmbad.«

»Die schwimm Bath Partei, haha.«

»Haha. Fest steht: Das, was Sie da tragen, ist keine Badehose.«

»Nein? Vielleicht Yves Saint Laurent?«

»Und wenn es Dolce und Gabbana wäre, es ist keine.«

»Und wenn es aber eine wäre, dann... «

»Dann würde sie komplett falsch sitzen.«

»Wo?«

»Da auf dem Kopf«

»Das ist mein Kopftuch. Also das meiner Schwester.«

»Jaja.«

»Ich muss mein Kopftuch tragen.«

»Hier müssen Sie Badehose tragen.«

»Aber was sagt eine Badehose schon über mich aus?«

»Das ist mir egal.«

»Sehen Sie.«

»Ja?«

»Sehen Sie, selbst Ihnen ist das egal – ein Kopftuch aber, das erkennen Sie als religiöses Symbol an , auch und gerade wenn Sie es ablehnen.«

»Das versteh ich nicht.«

»Mb. Das versteh ich nicht.«

»Ich bin hier Bademeister.«

»Ja.«

»Und ich und Sie, wir alle unterstehen der Badeordnung.«

»Obwohl ich kein Bademeister bin?«

»Erst recht. Weil ich es Ihnen sage.«

- »Was?«
- »Ich bin Bademeister.«
- »Das sagten Sie bereits.«
- »Ja.«
- »Ich glaube Ihnen ja.«
- »Dann ziehen Sie sich bitte umgehend eine Badehose an.«
- »Der Dialog zieht sich, ich bekomme kalte Füße. Wäre schön, wenn das Gespräch eine andere Wendung nähme. Ich komme jetzt raus.«
- »Nicht ohne Ihre Badehose.«
- (seufzt) »Geht das schon wieder...«
- »Moment.«
- »Ja?«
- »Sind Sie Ausländer?«
- »Ja.«
- »Gut, Ich bin Ausländerfeind und ich werde jetzt vom 5-Meter-Turm springen.«
- »Auf mich?«
- »Gern.«
- »Ich werde ausweichen.«
- »Papperlapapp. Ich werde springen, aber ohne Sprin-
gerstiefel! Ha!«
- »Bitte?«
- »Als Ausländerfeind!«
- »Hä?«

»Ja, da sind Sie baff. Sie baden ohne Badehose, aber wehe, jemand springt ohne Springerstiefel, da weichen Sie aus, Da geraten Sie ins ... wo bleibt denn da Ihr Glaube? Was ist denn das für eine Scheiß-Religion! An Ihnen ist die Aufklärung ja wohl spurstlosest ...«

»Ja, is ja gut.«

»Nein! Und jetzt raus!«

»Jetzt doch? Ohne Hose!?!«

»Ja, verdammt, ab unter die Dusche, aber dalli. Und wehe!«

»Ja?«

»Wehe, da unter der Dusche...«

»Ja?«

»Wehe Sie machen da, na, was.«

»Was?«

»Was?! Na zum Beispiel eines dieser unschuldigen Tiere schächten!«

»Wo und wieso bitte soll ich denn...?«

»Weiß ich doch nicht, Ihre Sprengstoffgürtel sieht man ja auch nicht.«

»Und die Badehosen auch nicht.«

»Sehr witzig. Aber Kopftücher. Haha. Sogar als Mann. Pfui Deibel.«

»Die Wahrheit ist : Meine Badekappe ist gerissen. Da habe ich das Kopftuch meiner Schwester genommen. Sie hat sehr geweint.«

»Sowas. Und jetzt?«

*»Sitzt sie zu Hause – und wartet auf das Kopftuch.
Ohne darf sie das Haus nicht...«*

»Und warum sagen Sie das nicht gleich?«

»Ich hab mich nicht getraut, Sie waren so grob.«

»Ich tue nur meine Pflicht.«

»Sie haben mich gescheltet.«

»Gescholtet!«

»Ja.«

»Tut mir Leid. Jetzt gehen Sie duschen. Aber schnell, schließlich wartet Ihre Schwester.«

»Ja.«

»Moment.«

»Ja?«

»Warten Sie, ich komme mit.«

»Duschen?«

»Ja.«

»Oh.«

»Ich hole nur meine Springerstiefel.«

EU-Westerweiterung

Europa hat ein zentrales Problem – das der Vermüllung. Nicht mit Plastikflaschen oder Batterien, mit Monitoren oder Menschen. Nein, es ist eine andere Art von Vermüllung. Es ist die Landvermüllung, die Erweiterung, die unendliche EU-Erweiterung in unendliche EU-Weiten.

Europa ist die völkerpolitische Antipode zum individuellen Schlankheitswahn. Längst finden sich genervte Politiker in Brüssel in Selbsthilfegruppen zusammen, um bei den »Growthwatchern« zu lernen, wie man sich länger auf einem Landstrich kauernd, aber dennoch sättigend und natürlich bei vertretbaren Ausgaben etwas weniger Länder zugleich einverleibt.

Nicht genug, dass sich die EU bis nach Norden in die kältesten Regionen ausgeweitet hat, man hat das Baltikum, den halben Ostblock und Europas Armenhäuser mit am Hals. Es dauert nicht mehr lange, dann kommen nach der Aufnahme der Türkei die ersten saudi-arabischen Delegationen nach Brüssel, um über den Beitritt zu verhandeln oder halt den Plan einer feindlichen Übernahme der EU zu unterbreiten.

»Man habe die Wahl, es sei völlig freiwillig«, werden die saudischen Prinzen sagen und nach kurzen Diskussionen und einigen Videobotschaften mit einem Sack voller EU-Plaketten und mit Mautstationen italienischer Bauart für alte ausgetretene Karawanenstraßen wieder zurückreisen.

»Man habe keine Wahl gehabt«, wird man dann aus Brüssel vermelden und »mehr Muslime bedeuten ja auch mehr Dialog. Und übrigens sei die EU-Verfassung in vielen Teilen mit der Scharia vereinbar, es gäbe also keinen Grund zur Sorge.«

Keine Wahl – hmm, interessant, sagen sich da die Völkerrechtler, denn ein Kennzeichen der Mitgliedsstaaten der EU ist, dass man eine Wahl hat. Eine richtige, so eine mit Kästchen zum Ausfüllen und Listen zum Auslegen, mit Briefen und Auszählern, mit Urnen und bunten Plakaten. Ohne Wahl also kein EU-Land. Aber was macht man mit einer EU, die keine Wahl hat?

Das Problem der Wahl hat man auch in einem Land, das mit der Zähigkeit seiner Nationalspeise an der Unabhängigkeit hängt wie ein Stückchen Weißbrot am heißen Käsefaden – der Schweiz. Man wählt dort gerne und oft und über alle Fragen hinweg. Für alles gibt es einen Volksentscheid. Ob Paola und Kurt Felix wieder eine Sendung machen sollen – Zack! Volksabstimmung! Ob die Firma »Hero« statt der Aprikosenmarmelade jetzt lieber Quittengelee herstellen soll – darüber muss das Volk entscheiden. Seit 1971 wählt man

in der Schweiz sogar unter der Beteiligung von Frauen. In Appenzell, dem Land des Käsefondues, dürfen Frauen auch wählen. Genauer gesagt müssen sie es sogar, ganz gegen ihren eigenen Willen, trotz gegenteiligen Volksentscheids und das seit dem 25. März 1990. Seither werden sie zur Wahl gezwungen. Prekär, wenn man in die EU wollte. Aber eigentlich ein Schritt in die richtige Richtung – eine Wahl – ein Schritt hin zur Kulturbildung und zur Einhaltung der Minimalkriterien für eine Aufnahme in die EU. Aber hier liegt das Problem.

Türkei nein, aber Schweiz gerne, so sieht man es in Brüssel. Viel Geld für wenig Land – eine echte Bereicherung für die landvermüllende EU, wo nur noch sicher ist, dass keine Grenze sicher ist. In der Schweiz, da blickt man ja bereits auf 17 Jahre Wahl-Integration der Frau zurück. Das ist ein Anfang, das ist mehr als der Irak zu bieten hat und den hat man auch sanft mit der Nase auf eine freie Wahl hin stupsen müssen. Das ist vergleichbar, wenn auch nur schwer. Aber die würden vielleicht sogar wollen, in die EU. Lieber als zu Amerika zu gehören. Aber die Schweiz? Jedes Mal, wenn man in der Schweiz fragt, ob sie denn aufgrund ihrer guten Erfahrung mit den Wahlen (sogar von Frauen) nicht Teil einer schönen EU-Westerweiterung werden möchte, sagen die Eidgenossen und auch die Eidgenössinnen: *»Ja, das tönt schon interessant. Aber diesmal lieber nicht, oder?«*

Das sagen sogar und vor allem die zur Wahl gezwungenen Frauen aus Appenzell. Man hat ihnen ja auch alles genommen, sogar die Freiheit, keine Wahl zu haben. Warum sollten sie sich da nicht rächen?

Bei den Growthwatchern ist man sich indes einig: lieber 100 Schweizen, samt Westschweiz, Appenzell, Tessin und Graubünden und allem anderen – sogar Bern – als eine Türkei. Aber weil die Schweiz sich so weigert an der EU-Westerweiterung teilzunehmen, muss man in andere Richtungen expandieren und die ganze EU mit Landgewinn zumüllen. Erst die Türkei, dann den Jemen, Saudi-Arabien und schließlich die vordere Mongolei.

Letztere sollte aber alleine schon wegen ihrer merkwürdigen kehlig vorgetragenen Volkswaisen in Fußgängerzonen lieber da bleiben, wo kein Pfeffer wächst. Auf den Domplatten der westlichen Welt hat man Angst davor, dass, nachdem endlich die El-Condor-Pasa-trällernden Indios eingedämmt wurden, nun einer anderen musikalischen Seuche der Platz eingeräumt wird – dem Kehlgesang der Mongolen. Nicht auszu-denken, wenn alle diese Menschen freien Zugang zu Domplatten und Schallplatten bekommen, wenn sie EU-Bürger werden.

Und vielleicht ist dies die Weitsicht, die man hat, wenn man in Appenzell wohnt – man möchte einfach nicht, dass unzählige Mongolen über die Alpen kommen und lauter kehlen als Alphörner blasen können. Und so

wird es in Brüssel bei dem Traum von einer EU-Weiterweiterung bleiben und bei den Volksabstimmungen in der Schweiz, die jedes Mal enden werden mit dem Beschluss: *»Ja, das tönt schon interessant. Aber diesmal lieber nicht, oder?«*

Drei Dinge, die ich auf dem Gipfel sagen wollte

Liebe Staatschefs, autonome Erden- und Ehrenbürger vieler Städte und Länder, Medaillenträger und was weiß ich noch alles...

schön, dass wir uns so jung nochmal treffen hier in Isengard... nein, Stalingra- quatsch! In Heiligendamm. Ja, natürlich – Heiligendamm. Weine nicht, wenn die Merkel hält, damm damm... Aber genug!

Ich hatte ja schon alle Hoffnung aufgegeben, aber jetzt, wo man das Rentenalter hochgesetzt... also das gilt ja anscheinend auch für Politiker, wie ich sehe. Nun denn. Ist ja ein Signal in die richtige Richtung.

Schön auch, dass ich hier bin, das war ja lange nicht klar, weil letzte Woche, da wollte ich mich ja noch freiwillig Herrn Schäuble stellen, weil ich doch ein unbescholtener Bürger bin und er mir sicherlich was nachweisen möchte. Ich habe jetzt hier sogar meine Festplatte dabei, vielleicht möchte er ja mal einen Blick darauf werfen? Da ist sie!

Jetzt ist der gar nicht hier – sowas auch.

Hat den jemand vorbeigehen sehen oder ist einer der Landungsstege in Richtung Ostsee vielleicht abschüssig und er wollte nur mal an die frische – ach was! Aber hätte ja sein können. Näch?

Da richtet man den Blick so weit über den Zaun nach draußen, wo das Unheil vermutet wird und dann sieht keiner mehr, was hier drinnen, mitten in der erogenen Zone des Landes so passiert an schrecklichen Dingen.

Hat vielleicht jemand schon das Buffet betrachtet? Hier ist wohl keiner Vegetarier oder sowas. Nur Fleisch, überall Fleisch, Fleisch mit heller Sauce, Fleisch mit Buttersauce, Fleisch mit gelber Sauce, mit brauner – ist das etwa schon das Ergebnis des Gipfels? Dass man nun Fleisch in alle Hautfarben eintauchen kann? Hilft das etwa gegen den Hunger oder dem Hummer? Also da könnt ich mich sowas von drüber aufregen...

So, jetzt aber mal zu meiner Rede.

Wir müssen ja wohl mal ein paar richtig wichtige Dinge zusammen besprechen. Über die globale Entwicklung, das Klima und Afrika und überhaupt. Ich habe Thesen und Meinungen dazu. Ganz gradlinige, kompromisslose Thesen. Meinungen auch, meine.

Erstens: Wisst ihr eigentlich, wie scheiße weit weg Afrika ist? Alles, was mehr als eineinhalb Flugstunden entfernt und nicht eine Insel mit Schnorchelparadies ist, ist scheiße weit weg – so das wollte ich hier an die-

ser Stelle mal sagen. Aber ihr zerbrecht euch den Kopf darüber, über Länder, die so komplett weit weg sind, dass die wenigsten von hier jemals dahin fahren wollen und werden und die wenigsten von da hier jemals heil ankommen – in Europa. Ja, man kann sich Probleme aber auch herbeireden!

Zweitens: Wir brauchen keinen Problemimport. Wir haben in Deutschland Städtchen wie Frechen und Hürth, mit öden Einkaufszentren, leeren Fernsehstudios und nutzlosen Hallenbauten für Korbballspieler, aber das interessiert keinen. Nein, schwamm drüber und Vogel Strauss! Probleme sind hier überall, gerade hier, also bei uns, also drüben also rund um Köln, selbst mit Rund um Köln. Dem Radrennen, ja, da gibt es Probleme, an die sich niemand heran traut. Ich sag jetzt nur mal ein paar Namen und Fakten über die Gewinner:

1994 Udo Bölz,
1996 Erich Zabel,
1999 Jens Heppner,
2003 Jan Ullrich,
2004 Erich Zabel.

Na, klingelt da was, ihr Weltverbesserer? Was machen wir denn jetzt mit den Ergebnislisten? Schicken wir die zu Merck oder zu Bayer und lassen die mal prüfen?

Das sind Probleme! Zivilisierte, hoch entwickelte, westliche Probleme! Und die wollt ihr jetzt allen zugute kommen lassen? Eine Problemglobalisierung ist das.

Hat hier im Raum jemals schon einmal jemand etwas von einem gedopten Afrikaner gehört, der sich EPO spritzt, um schneller Rad zu fahren? Beim Radklassiker »Rund um die N’Gong-Berge« vielleicht. Na? Oder gibt es da vielleicht gar kein Rennen. Ja dann aber los. Entwicklung, ab in die Entwicklungsmühle, ganz Afrika – sofort auf den gleichen Stand bringen. Aber zuvor auf den Sattel setzen und dann Spritze rein! Wir müssen Afrika auf die Sprünge helfen. Vor allem mit der medizinischen Versorgung und den Ärzten ohne Grenzen. Ärzte ohne Grenzen – pah! Das hat doch nach den Nieren in Essen und dem Doping in Freiburg eine ganz andere Dimension angenommen, was den Ärzten tatsächlich möglich ist, wenn sie erst mal grenzenlos werden. Aber dagegen macht ihr nichts! Nein, stattdessen....

Drittens: Dem kleinen Mann auf der Straße den Sonnenhut vom Kopf reißen wollen, das könnt ihr, das nennt ihr Klimagipfel. Immer das gleiche. Ich habe so die Schnauze voll von euch! Ich geh. Ich geh heim, ich geh ins Sonnenstudie, ich geh ins Exil, ich geh... ich geh hier mal besser vom Sofa runter, sonst reg ich mich noch auf und dann krieg ich Hochdruck und hier ist wohl kein Arzt ohne Grenzen im Raum, nein, ganz sicher nicht, die sind ja in Afrika, kaufen Nieren und spritzen EPO. So sieht’s doch aus. Beschissen!

Liebes Buch!

Tja, das war's dann wohl. Jetzt ist Schluss. Aber es fehlt noch was zum Nachdenken und vielleicht so etwas wie eine Zusammenfassung oder so. Irgendetwas, das einen versöhnt, weiter bringt, hoffen lässt, dass noch weitere Bücher folgen oder so. Außerdem gab es in diesem Buch überhaupt keine Liebesgeschichte. Das muss sich ändern – jetzt, ehe es zu spät ist. Es muss aber schnell gehen und komprimiert sein, quasi das Extrakt einer Zentrifuge, wenn man alle anderen Worte weglässt, wenn man sich nur auf das Wesentliche konzentriert – eine Essenz aller Sehnsüchte.

»Gute Nacht«, sagte meine Muse am Ende des Buches und gab mir einen dicken Zungen-Neger-Kuss.

Ismael Fischmord

Bislang erschienen:

2002 und dreißig

Roman

223 Seiten, edition octopus, Münster, 2002

ISBN: 3-936600-00-7

Preis: Euro 14,80

[http:// www.mv-buchhandel.de](http://www.mv-buchhandel.de)

Aus dem Inhalt:

In nur neun Monaten wird das Leben von zwei befreundeten Pärchen auf den Kopf gestellt. Judith und Marcel beschließen zu heiraten und ein Kind zu bekommen, während sich Mike und Paula gerade getrennt haben. Zu allem Überfluss wird Mike auch noch einunddreißig und weigert sich, älter zu werden. Er schreibt sich Liedtexte auf seine Küchentafel und erklärt sie zum Lebensmotto.

Leseprobe:

... Wir erfanden alle möglichen Übungen und Geräte, mit denen ein Mann das Wunder der Frau für sich begreifbar erfahren könnte. Marcel hatte die wohl herausragendste Idee. Er wollte sich von einem Chirurgen chinesische Liebeskugeln in den Bauch implantieren lassen, um Kindsbewegungen zu erspüren. Wir prusteten Bier auf die Jacken und lachten uns kaputt. Mitten in irgendwelchen Ideen und Erklärungen von mir, als ich gerade eine Zigarette aus der Schachtel fingerte und sie mir anzünden wollte, schaute er mir ernst in die Augen, nahm meine Hand und schrie aus vollem Hals durch den ganzen Laden.

»Jetzt pressen, Mike«, und das war das Ende.

Stillbrüche

Erzählungen

191 Seiten, edition octopus, Münster, 2004

ISBN: 3-937312-48-X

Preis: Euro 12,80

[http:// www.mv-buchhandel.de](http://www.mv-buchhandel.de)

<http://www.amazon.de>

Aus dem Inhalt:

Eine alte Frau beschließt im Bett zu bleiben und verändert damit das Leben ihrer Familie. Ein Programmierer flüchtet in die Einsamkeit Norwegens und begegnet dem älter gewordenen kleinen Prinzen, der ihn wie schon in Kindertagen nervt. Eine junge Frau zieht auf eine Insel und versucht sich ein neues Leben aufzubauen. Gemeinsam mit anderen beginnt sie den Kampf um die Rettung des Leuchtturms. Immer wieder sind es ungewöhnliche Personen oder Ereignisse in den skurrilen und ernsten Geschichten, mit denen man in diesem Buch Bekanntschaft macht.

Leseprobe:

»Ich fühle mich wohl bei dir«, sagte er in die böige Stille des Windes und das Meeressrauschen hinein. Er sagte es beiläufig, wie er damals beiläufig gesagt hatte, dass sie Leuchttürme sammle. »Ja«, antwortete sie, »ich weiß. Aber es bleibt die Frage nach der Ursache und der Wirkung, weißt du? Es kann sein, dass du dich wohl fühlst, weil ich da bin. Es kann aber auch sein, dass ich halt immer da bin, wenn du dich wohl fühlst, verstehst du? Das ist ein Unterschied. Es ist entweder ernst oder es ist eine Musik des Zufalls, vielleicht beides. Kennst du die Ursache oder kennst du die Wirkung?«

Das Leben ist ein Leichtgewicht

Geschichten und Gedichte

190 Seiten, edition octopus, Münster, 2005

ISBN: 3-86582-035-2

Preis: Euro 13,80

[http:// www.mv-buchhandel.de](http://www.mv-buchhandel.de)

<http://www.amazon.de>

Aus dem Inhalt:

In teils absurden Texten und Gedichten wird der ganze Wahnsinn der Welt verbreitet. Germanisten, die an Bahnschaltern Beamten streiten , Essays über den Welttag des Herpes werden beschrieben, ein Professor, der als einziger deutscher Verziehungswissenschaftler arbeitet, sind nur Ausschnitte. Eine Sportreportage über einen Dressur-Trinker wird live aus einer Bar übertragen und ein Geruchsdo-sensammler von Krankenhausdüften erklärt seinen Entwurf eines ethischen Grundsatzpapiers.

Leseprobe:

»Chipsfrisch stand ich von meiner Concord Matratze auf und fühlte mich megaperlig. Mein Vogel trillte ein lautes »Tchibo« zur Begrüßung. Ein schöner Tag! Sum, sum, sum. Boss noch etwas Aprilfrische nachlegen und das Haar wetterfest taften. Nach dem Duschdas odolte ich mir Zahnweiß aus dem Schränkchen und volksfürsorgte meine Dritten für den kräftigen Biss. Ich zog mir meinen weißen riesen Per-wollpullover über und pepete mich in meine Jeans. Meister propper sah ich aus. »Astra! – Jetzt in Ruhe ein Frühstückskorn von Weizen in den Focus nehmen«, nestlete es mir durch den Kopf, denn mein kleiner Hunger war siemens ... (weiter im Buch).«

Isma egal

Glossen und Kolumnen

175 Seiten, edition octopus, Münster, 2005

ISBN: SBN 3-86582-196-0

Preis: Euro 13,80

[http:// www.mv-buchhandel.de](http://www.mv-buchhandel.de)

<http://www.amazon.de>

Aus dem Inhalt:

Warum man sich besser nicht vor einen Kastor-Transporter werfen soll, wie man Arbeitsplätzchen backt, Jugendliche selbstverständlich verachten muss und weshalb Punker zu den bedrohten Tierarten zu zählen sind, wird in dem Buch erklärt. Die neue englische Küche, ein Ratgeber über erste Hilfe bei Zierfischen, all dies sind Themen der Geschichten, die für eine Lesereihe in einer Bar geschrieben wurden.

Leseprobe:

»Geiz ist geil – so lautet angeblich der beste oder zumindest erfolgreichste Werbeslogan in den vergangenen Jahren. Der lustigste aber ist er auf gar keinen Fall! Beinahe zufällig stieß ich bei einer der Wanderungen im Nippesser Großraum auf die folgende Werbung: »IQ um 20 Prozent gesenkt!« Na, das ist doch mal ein Trend im Zeichen der Zeit, dachte ich mir und wollte mir noch eine supergünstige IQ-Reduzierung sichern. Leider handelte es sich aber nicht um ein Spirituosen-geschäft, sondern um einen Sportzubehörladen. IQ ist für Taucher in etwa das, was Nutella für den Schokoladenbrot-aufstrichfreund bedeutet. IQ ist die Marke für Tauchierzube-hör überhaupt. Das merkte ich schnell, wenn auch nicht ge-rade in einer überragenden Reaktionszeit.«

<http://www.fischmord.com>